



## Wir kommentieren

**Parkinsons Auffassung über die Ost-West-Spannung:** Asien und Europa als geschichtliche Gegenpole – Das Spiel der Kräfte – Die Geschichtsmacht der Ost-West-Spannung – Das Erwachen Asiens – Der gemeinsame Haß des Ostens – Rußland als Barriere gegen die «gelbe Gefahr»?

**dasselbe Thema aus der Sicht des chinesischen Christen Yü Pin:** Der Erzbischof sieht die Sache anders – Der Konfuzianismus eine «sehr gesunde Naturreligion» – Die chinesische Kultur ist weder materialistisch noch atheistisch – Die seelischen Strömungen sind realer als die kommunistische Gewalt – China hat auf die Länge die Schlüssel zur Weltherrschaft in der Hand – Darum nicht machtpolitischer Schutz, sondern positive Strategie des Westens gefordert: Es ist vernünftiger, sich mit China zu verständigen und ihm aus dem Kommunismus herauszuhelfen – Aufgabe einer christlichen Welpastoral, die Ansatzpunkte Chinas für das Christentum genau zu studieren.

## Kirchenkunst

**Kirchenbau und Kunst nach dem Konzil:** Die Konstitution über die Heilige Liturgie und

der Kirchenbau – Unvoreingenommene Begegnung mit den Werten der Gegenwart – Grundsätze: Künstlerische Qualität – Vermeidung von übermäßigem Luxus – Zuordnung auf die sakramentalen Zentren – Förderung der Kultgemeinschaft – Aufgaben: Größere Verantwortung der regionalen kirchlichen Behörden – Anpassung an örtlich vorhandene Ausdrucksformen – Neue Kirchentypen – Frage nach dem Ort des Tabernakels – Der Bereich des Wortgottesdienstes – Kunsterziehung bei Klerus und Volk – Voraussetzungen: Weniger Selbstvertrauen der kirchlichen Bauherren – In den Kunstrat gehören fachkundige Talente – Öffentlicher Wettbewerb ist notwendig – Das Gespräch zwischen Künstler und Seelsorger – Die Bemühung um die Verständnisbereitschaft der Gläubigen – Die Kirche hat die Kunst mit der zeitgenössischen Welt gemeinsam.

## Katholizismus in Holland

**Die Kirche der Niederlande in der Krise der Gegenwart:** Die Abgeschlossenheit der Niederlande bis zum Zweiten Weltkrieg – Durchbruch der Säkularisation – Die Reaktion des niederländischen Katholizismus – Die dreifache Krise: Die Krise aus der Isolierung – Der katho-

sche Block wird aufgeweicht – Die Krise der Autorität – Entmythologisierung des katholischen Lebens – «Folgsamkeit die Tugend von Schafen» – Kritik an der Kirche – Nichtbewältigte Vergangenheit – Krise des Glaubens – Der Priester ist zu einem Problem geworden – Das Denken im Schwarz-weiß-Schema – Flucht in ein anonymes Christentum – Spannungen müssen durchgehalten werden – Das Evangelium ist Licht und Finsternis.

## Judentum

**Die Juden in Rom:** Die Geschichte von 21 Jahrhunderten – Unter den heidnischen Kaisern – Der beginnende Antisemitismus – Die Politik der Päpste – Die Juden kommen ins Ghetto – Gelber Hut und gelber Schleier – Zwangspredigten – Die Tore des Ghettos öffnen sich – Klöster als Asyl der Juden während der deutschen Besetzung – Die neue Begegnung mit dem Judentum.

## Bücher

**Theodor Bovet:** Ehekunde.

**Rudolf Weiler:** Wirtschaftswachstum und Frauenarbeit.

## KOMMENTARE

### Eine dynamische Auffassung der Ost-West-Beziehungen

In einem Augenblick, da Frankreich eine selbständige und völlig neue Asienpolitik zu verwirklichen sucht, und da es immer eindeutiger wird, daß der ideologische (oder nur ideologisch getarnte) Konflikt zwischen Volkschina und Sowjetunion dem Westen grundsätzlich neue Möglichkeiten der Ost-West-Beziehung eröffnet, verdient das kürzlich deutsch erschienene Werk von C. N. Parkinson, «*Asien und Europa in den Gezeiten der Geschichte*» (Econ-Verlag, Düsseldorf, 1963) unsere volle Aufmerksamkeit. Der Autor des Buches (in den breiten Leserkreisen wurde er vor allem durch sein ironisch-hintergründiges Buch «*Parkinsons Gesetz*» bekannt) kehrt hier zu seinem eigentlichen Fachgebiet, zur Geschichtswissenschaft zurück. Er versucht, die geschichtlichen Entwicklungen und Zusammenhänge des dreitausend Jahre alten Ost-West-Konfliktes nachzuzeichnen. Auf dem Hintergrund der geschichtlichen Analysen hebt sich eine Theorie der Ost-West-Beziehung

ab, die wir nicht nur politisch, sondern auch weltanschaulich für höchst bedeutsam halten und deren wesentliche Punkte wir unseren Lesern zur Diskussion vorlegen möchten.

► **Asien – Europa, geschichtliche Gegenpole:** «Zuvörderst sei hervorgehoben, daß Europa und Asien nur einander entgegengesetzte Teile ein und desselben Kontinents sind» (S. 11). Diese polare Einheit im Raum hat in den letzten dreitausend Jahren eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte hervorgebracht: die zivilisatorischen Höhepunkte von Asien und Europa fielen nie gleichzeitig zusammen (S. 15). Immer wenn Asien eine Hochblüte der Zivilisation erlebte, befand sich Europa im Stadium der Dekadenz und umgekehrt. Diese Tatsache ist für das Verständnis des Ost-West-Konflikts von grundlegender Bedeutung. Der Niedergang einer Zivilisation bedingt ein Vakuum, von dem andere, lebensstärkere Zivilisationen angezogen werden. «Die als Folge progressiven Niedergangs entstehende Saugwirkung zieht neue Ideen, neue Vorstellungen, neue Entdeckungen und neue Wörter an. Sie lockt Missionare und Reisende an, Kaufleute und Lehrer, Handels- und Geheimagenten, Delegationen, militärische Berater und mit Vollmacht ausgestattete Diplomaten. Zur eigentlichen Invasion kommt es in der Regel erst später» (S. 16). «Schlachten liefern häufig nur den dramatischen Akzent für eine Niederlage, die schon eingetreten ist, noch ehe der Krieg begonnen hat. Der

Defätismus der einen Seite ist womöglich ausschlaggebender als das neu-gewonnene Selbstvertrauen der anderen» (S. 17). Wie ein riesiger Wellengang geht die Eroberung von Asien nach Europa, um dann zurückzu-strömen von Europa nach Asien.

► **Geschichtskraft der Ost-West-Spannung:** «Sobald diese gigantische und schwerfällige Maschine, diese wechselseitige Überlegenheit von Ost und West, einmal in Gang gesetzt ist, stampft sie voran. Jede Zivilisation schafft durch ihren Niedergang ein kulturelles Vakuum, in das die Kräfte der benachbarten (und aufsteigenden) Zivilisation gezogen werden. Im Lauf der Zeit führt diese Zufuhr zu Widerstand und Erwachen. Ist die Quelle des Antriebs erschöpft, schafft sich an anderer Stelle ein neues Vakuum» (S. 18). Die Einsicht in diese uns aufgetragene Geschichtsnotwendigkeit ist lebenswichtig: «Sobald wir uns eingestehen, daß Zivilisationen dem Verfall anheimfallen und die unsrige dabei keine Ausnahme macht, können wir darangehen, die richtigen Fragen zu stellen» (S. 20).

► **Leben entsteht in der Spannung:** «In der Vergangenheit ist schließlich der größte Teil allen menschlichen Fortschritts das Ergebnis jener Eroberungen gewesen, die der den Frieden liebende Idealist beseitigen will. Die leuchtendsten Strahlen der Erneuerung sind das Ergebnis des Aufeinanderpralls von Zivilisationen und Ideen gewesen. Wo es lange Zeit hindurch keine derartige Reibung gab, war geistige Stagnation die Folge, eine Stagnation, die stets charakteristisch ist für eine Gesellschaftsordnung, die in der Isolation lebt» (S. 19). «Kraft entsteht aus Bewegung. Das gleiche trifft für Ost und West zu» (S. 21).

► **Die Stunde hat geschlagen, Asien erwacht:** Nach Parkinson schlug die Flut gegen Europa bereits im neunzehnten Jahrhundert um. Europa verlor das Vertrauen in seine Sendung. Seitdem ist der Westen ständig im Rückzug. Das besagt aber noch nicht, daß Asien bereits im Angriff sei. «Die Behauptung, daß die Vormachtstellung Europas im Sinken ist, bedeutet noch längst nicht, daß Asien gleichgezogen habe. Eine solche Gleichheit ist nicht erreicht; die gegenwärtigen Entwicklungszüge sprechen auch nicht dafür, daß sie in nächster Zukunft erreicht sein wird» (S. 288). «Der Zweite Weltkrieg beschleunigte das wichtigste Ereignis unserer Zeit, das langsame Entgleiten des Orients, der entschlossen ist, europäische Gedanken und europäische wirtschaftliche Herrschaft zurückzuweisen» (S. 290). «Wann wird der Osten mit dem Westen gleichgezogen haben? Von wann an beginnt sein Aufstieg? So etwas wird stets nur im Rückblick klar» (S. 291).

► **Wir werden gehaßt:** «Es gibt unter den Ländern Asiens etwas Gemeinsames, das Gefühl der Feindseligkeit» (S. 13). «Schon allein die Tatsache des Aufstiegs einer Zivilisation muß letztlich – völlig unabhängig von rassistischer Diskriminierung oder wirtschaftlicher Unterdrückung – eine Atmosphäre der Verbitterung auf der anderen Seite schaffen... Der Haß hat seine Quelle in der Tatsache, daß man, wenn auch noch so freundlich, als unterlegen behandelt wird. Der Siedepunkt ist zuerst bei Menschen erreicht, die ihre Unterlegenheit erkannt haben und sich selbst darob hassen» (S. 17). «Die Völker Asiens haben von Europa übernommen, was sie übernehmen mußten. Jetzt spüren sie die Unsicherheit der westlichen Kultur und haben zum großen Haß aufgerufen» (S. 296). «Wir sind nicht an Gandhis geistiger Reformation interessiert – sagte Dr. Hu Shih –, doch wir wollen gern mit ihm darüber sprechen, wie man die Herrschaft des weißen Mannes in Asien und seinen Hochmut brechen kann. Auch der gemeinsame Haß kann zusammenhalten» (S. 307).

► **Forderung der Stunde, die Stärkung Rußlands:** «Die Grenze, die letzte Zuflucht, muß gehalten werden. Aber wie?» (S. 314). «Das Erbe des Westens wurde geteilt. Die eine Hälfte mit dem Zentrum um Washington, die andere (Byzanz) um Moskau. Auf die Russen wird unabwendbar die Hauptlast der Abwehr fallen» (S. 317). «Man kann somit sagen, daß sich ein Außenposten der westlichen Zivilisation zu einer Barriere verwandelt, einer Barriere aus kräftigen russischen Bauern, deren gewerblicher Fleiß und, wenn nötig, starke Arme sich der Flut asiatischer Aggression entgegenstemmen werden» (S. 317). «Für eine solche Auseinandersetzung sind die Russen in guter Ausgangslage und wohl gerüstet. Durch ihre früheren Vorstöße haben sie ein riesiges Vorfeld zum Manövrieren gewonnen. Als Menschen, die noch bis vor kurzem auf dem Lande lebten und landwirtschaftlich tätig waren, verfügen sie noch über jene Kräfte, die ein Volk aus dem Boden zieht. Als teilindustrialisierte Nation können sie sich aus eigener Kraft mit modernen Waffen für die Auseinandersetzung rüsten. Als Marxisten brennt in ihnen der gleiche ‚religiöse‘ Enthusiasmus wie bei ihren Gegnern... Es kann auch keinen Zweifel darüber geben, daß andere Westmächte ... Rußland zu Hilfe kommen müssen. Die Kreuzritter hatten gewiß auch ihre eigene Meinung über Byzanz, doch sie griffen zu

seinen Gunsten in den Krieg ein, banden, wo es nötig war, die Kräfte des Feindes und halfen mit, den Widerstand aufrechtzuerhalten, bis der orientalische Ansturm abgeklungen war» (S. 321).

Das sind Überlegungen des reinen Opportunismus. Soll man diese Weisungen befolgen? Soll man ideologische Zugeständnisse machen, um unser Leben zu retten? Europas Größe lag immer in der geistigen Offenheit. Die erste Aufgabe wäre diese geschichtliche Stunde, diese auf uns zukommende Bedrohung innerlich zu bewältigen. Parkinson gibt uns eine indirekte Weisung: «Neben den Bestrebungen zu einer Einigung Europas sollte sich eine Bewegung auftun, um vom Osten all das oder fast alles zu übernehmen, was der Orientale der Welt zu geben hat. Im Westen, und insbesondere in den Vereinigten Staaten, ist das Gefühl verbreitet, das Leben werde dann unerträglich, alles Gefühl der Sicherheit und des Gleichgewichts sei verloren. Die Menschen haben das Gefühl, am Ende ihrer Kräfte zu sein. (S. 314-15). Parkinsons Theorie stellt einen Standpunkt dar, und zwar vornehmlich den westlichen. Ist er auch der christliche? Ein prominenter Christ des Ostens gibt im folgenden Beitrag eine andere Antwort. L.B.

## Yü Pin sieht die Sache anders

Es war in der zweiten Hälfte dieser Konzilssessio. An einer Schreibmaschine des Konzilspresseamtes saß ein chinesischer Abbé. Mich reizte es, zu sehen, ob er chinesisch mit lateinischen Buchstaben schrieb. Ein völlig unsinniger Gedanke. Aber immerhin, er reichte aus, um mich der Schreibmaschine zu nähern. Der Abbé war ein Mann von jener unbeschreiblichen Höflichkeit und Grazie, die den Chinesen eigen ist, und die mich bezaubert. Gleich waren wir im Gespräch, und es war sein ganzes zähes Bestreben, mich mit seinem «Großen Mann» in Verbindung zu bringen. Der «Große Mann» aber war Yü Pin, der jetzige Rektor Magnificus der katholischen Universität in Taiwan auf Formosa. Eigentlich ist er Erzbischof von Nanking. Dort aber hatten ihn die Kommunisten zuerst gefangen genommen, dann ausgewiesen. Am Konzil sprach er offiziell nur einmal in dieser zweiten Sessio, und zwar bei der Behandlung des Kirchenschemas. Er trat dafür ein, daß der verheiratete Diakon zugelassen oder wieder eingeführt werde, weil er eine seelsorgliche Notwendigkeit sei und weil er die Brücke zwischen Laien und Priester bilden könne. In den Randzonen des Konzils aber war Yü Pin ein häufiger Konferenzredner. Sein bevorzugtes Thema war die Beziehung von Konfuzianismus und katholischer Kirche.

### Die Religion des Konfutse

Yü Pin bestreitet, daß der Konfuzianismus eine bloße Philosophie sei. Er wurzle letzten Endes in religiösen Grundsätzen:

1. Gott ist der Erzeuger oder Zeuger des Weltalls, der Vater der Menschheit, der Belohner des Guten, der Bestrafer des Bösen, der Größte, Höchste und Beste.
2. Der von Gott ins Leben gerufene Mensch hat eine unsterbliche Seele. Er ist das einzige vernunftbegabte Lebewesen. Er besitzt die Willensfreiheit.
3. Im Verhältnis zwischen Gott und Mensch sollte der Mensch Gott gegenüber dankbar und ehrfurchtsvoll sein. So ist der Konfuzianismus eine «sehr gesunde Naturreligion».

Die chinesische Kultur: Weil sie auf diesen religiösen Grundsätzen fußt, ist sie weder materialistisch noch atheistisch. Der Himmelstempel bleibt das Sinnbild und der Ausdruck des religiösen Empfindens. Der Urgrund der Moral ist die Folge dieses religiösen Glaubens. Selbst die von Konfutse geforderte brüderliche Liebe ist eine Folgerung aus der Vaterschaft Gottes. Das Streben nach Frieden, der starke Drang nach der inneren Ruhe, die höchste Wertschätzung des Familienlebens,

die Hochachtung vor dem Lehrer, die Verehrung des Alters und die Gesetzestreue, all diese Charakterzüge der chinesischen Kultur sind nichts anderes als der Ausdruck des grundlegenden religiösen Glaubens des chinesischen Volkes.

China am Scheideweg: Heute wird China vom Materialismus und Kommunismus – die beide aus dem Westen eingeführt wurden – überflutet. Dadurch wird die traditionelle Kultur erschüttert. Der Prozeß begann lange, ehe der Kommunismus die Macht ergriff. Er hatte zur Folge, daß die Jugend unbefriedigt war und nach etwas «Substantiellerem» suchte. Yü Pin erzählt, daß in der letzten Zeit seiner Tätigkeit in Nanking es mit Händen zu greifen war, daß die Stunde des Christentums geschlagen hatte. Seine Diözese umfaßte etwa 18000 km<sup>2</sup>, auf der sechs Millionen Menschen lebten. Davon waren 32500 katholisch. Im letzten Jahr nun kamen ganz spontan Delegation um Delegation aus verschiedensten Gegenden zum Erzbischof und ersuchten ihn im Namen ihrer Gemeinden, ihnen das Christentum darzulegen, da sie in ihm ihre Zukunft und die Erfüllung ihrer Wünsche zu finden glaubten. «Es handelte sich», sagt der Erzbischof, «in meiner Diözese um rund eine Million Menschen, die unerwartet dem Christentum näher treten wollten.»

Der Kommunismus hat zunächst diese Ansätze vernichtet. Er zeigte sich naturgemäß dem Konfuzianismus gegenüber feindlich. Doch muß gesagt werden, je mehr der chinesische Kommunismus seinen eigenen Weg findet, desto mehr sucht er auch wieder an die chinesische Kultur anzuknüpfen. Die Feindschaft zum Konfuzianismus ist im Schwinden. Man sucht ihn umzudeuten. Praktisch knüpft man damit dort wieder an, wo die Entwicklung bei der kommunistischen Macht ergreifung gestanden hatte. Natürlich sucht der Kommunismus nun in den Sog oder in das entstehende kulturelle Vakuum selbst einzudringen, um es auszufüllen. Yü Pin ist der Meinung, daß dieser Versuch nicht oder nur sehr teilweise gelingen kann. «Es gibt innere Gesetze der Entwicklung», erklärt mir mein chinesischer Abbé, «die durch äußere Zwangsmaßnahmen zwar verlangsamt, aber auf die Länge nicht aufgehoben werden können. Wir Chinesen sind gewohnt, diese inneren, unterirdischen, seelischen Strömungen für viel realer zu halten als das Äußere und in großen Zeiträumen zu denken. Wir in Formosa stehen gleichsam am Bahnhof, das Gepäck in der Hand und warten auf die Ankunft des Zuges. Der Zug hat keinen präzisen Fahrplan. Es kann lange dauern, bis er ankommt. Er kommt aber bestimmt, denn die Geleise sind gelegt, und sie lassen sich nicht mehr umlegen!» Wer wagt zu behaupten, daß in solcher Prognose weniger Realistik enthalten ist als in den bei uns üblichen?

China und der Westen: In seinen Vorträgen geht der Erzbischof nie über das Gesagte hinaus. In der Diskussion jedoch kann es nicht ausbleiben, daß ihn der Westler auch über das Verhältnis des heutigen China zu Rußland und zum Abendland befragt. Ich wußte nicht, welcher Leidenschaft und Glut der höfliche Chinese fähig ist. Bei solcher Befragung war der rein physisch gewaltige Chinese, der bislang ganz ruhig und trocken gesprochen hatte, als verlese er einen statistischen Wirtschaftsbericht, Börsenkurse oder dergleichen, ganz plötzlich wie umgewandelt. Seine Riesengestalt richtete sich auf, und er sagte: «Nun, wenn Sie mich schon fragen, will ich es sagen. Ich verstehe die westliche Politik nicht und schon gar nicht das westliche Christentum. Sie scheinen mir kurzsichtig und von einem unbeschreiblichen Ungeist beseelt.» Pause. Plötzlich war der letzte Mann wach. (Auch der nervenstärkste Journalist hat seine Grenzen – und diese Vorträge fanden fast immer genau zu der Zeit statt, da der Italiener seine «Siesta» hält und nicht nur «auf», sondern richtig «im» Bett liegt.) Jetzt aber rollte ein Donner, und alsbald krachten die Blitze. Er wisse wohl, sagte Yü Pin, daß man schon seit Solowjews Zeiten von der «gelben Gefahr» spreche, die Europa und das Christentum

bedrohe. Er kenne auch den Haß, der die asiatische Welt beeele. Zu einem Teil sei er ein natürliches Ergebnis der Entwicklung, zum andern sei er der Schuld des Westens zuzuschreiben. Vor diesem Haß fürchte sich jetzt der Westen und wolle nun Rußland – obwohl auch dieses kommunistisch sei – zum Bollwerk gegen die «Gelben» ausbauen.

► Doch solches erscheine ihm töricht. Glaube man vielleicht, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu können? Habe vielleicht das Römerreich die Völkerwanderung aufzuhalten vermocht? Er wisse wohl, selbst Augustinus habe sich mit dem Zusammenbruch des Römerreiches nicht abfinden können. «Die Welt» schien ihm zu versinken. Die Römer waren technisch, kulturell, organisatorisch den einbrechenden Völkern überlegen; sie erlagen trotzdem. Was sich daraus ergab, war aber keineswegs der Weltuntergang. Es war Europa und die westliche Welt.

Warum verschließe man sich heute einer solchen Perspektive? Dem kommunistischen Rußland wolle man sich annähern, um die «gelbe Gefahr» zu bannen! Warum akzeptiere man nicht die andere Möglichkeit und nähere sich China? Rein sachlich gesehen, habe auf die Länge China die Schlüssel zur Weltherrschaft in der Hand. Aus langem Schlaf, erweckt durch den Westen, stehe es auf. Hier – nicht in Rußland – sei ein gewaltiger Aufbruch mit innerer Dynamik sichtbar. Sicher, das brauche noch seine Zeit. Die Gleichheit oder gar die Überlegenheit Chinas sei weder heute noch morgen zu erwarten, aber sie ziehe herauf, und niemand werde sie aufzuhalten vermögen. Der Chinese sei ein Mensch wie jeder andere auch. Gewiß nicht schlechter, er würde eher sagen, noch unverbrauchter und unverbogener als der meisten anderen Völker. Warum also den «gelben» Mann fürchten, warum sich mit ihm nicht verständigen, warum sich nicht bemühen, ihm aus seinem Kommunismus herauszuhelfen? Anscheinend brauche der westliche Mensch Sündenböcke: die Juden, die Schwarzen, die Chinesen; sie dienen ihm als Reizmittel, um angestaute Affekte abzureagieren oder um die Schwelle der Abulie seiner Altersschwäche zu überschreiten. Aber in der heutigen sachlichen Zeit seien solche künstliche Phantome gefährlich; sie führen zu Fehlhandlungen, die sich der Mensch bei seiner hochentwickelten Technik nicht mehr leisten kann.

► Noch weit mehr aber scheine ihm das Gerede vom «Gelben Mann» dem Christentum zu widersprechen. Aufgabe des Christentums sei es nicht, eine bestimmte Kultur zur Herrin aller anderen zu erheben und allen anderen eine bestimmte christliche Kulturform überzustülpen. Ganz im Gegenteil müsse die Kirche, die heute durch die Entwicklung in ihrer westlichen Gestalt eine bedenklich einseitige Uniformität erlangt habe, diese zu einer neuen Offenheit umgestalten, die das Kulturgut neuer Völker aufzunehmen fähig ist. Auch wenn sich voraussehen läßt, daß die Chinesen die führende Macht der Welt werden könnten, habe die Kirche Christi aus dieser Perspektive nur die eine Folgerung zu ziehen, daß sie in der Strategie ihrer Weltpastoral, denn auch eine solche Strategie gehört zu ihren Aufgaben, auf die Einpflanzung des Christentums in China das erste Gewicht zu legen habe. Nicht sich machtpolitisch vor den Chinesen zu schützen, wie das bis in vaticanische Kreise beobachtet wird, sei ihre Mission, sondern die Ansatzpunkte Chinas für das Christentum genauestens zu studieren und mit Kühnheit ihre Entwicklung auch auf neuen Wegen zu versuchen, das allein sei die Aufgabe der Kirche. Das Konzil rede viel von den Dienstleistungen und der Haltung des Dienens, welche die Kirche einnehmen müsse. Das gelte nicht nur gegenüber einzelnen Personen, es gelte auch gegenüber Kulturen und Völkern, es gelte sogar gegenüber geschichtlichen Bewegungen, die sicher nicht in allem der Freiheit des Menschen entzogen seien, in denen aber doch in gewissen Grenzen Gesetze walten, die es demütig und dienend anzuerkennen gilt.

M. v. G.

# KIRCHENBAU UND KUNST NACH DEM KONZIL

Die vom II. Vatikanischen Konzil am 4. Dezember 1963 sozusagen einstimmig angenommene und von Papst Paul VI. feierlich bestätigte Konstitution über die Heilige Liturgie enthält maßgebende Ausführungen über den Kirchenbau. Sie richten sich zunächst an den Bauherrn, beziehungsweise an die zuständigen kirchlichen Stellen, denen die Vergabe von Aufträgen zukommt. Sie sind jedoch allgemein von Interesse, weil sich in ihnen die Haltung echter Bereitschaft zu offener und unvoreingenommener Begegnung mit den Werten der Gegenwart ausdrückt. Die Grundsätze bezeugen eine Verpflichtung und Verantwortung für die geistigen Werte, wo immer man ihnen begegnet. Offenbar wurde auch den Konzilsvätern klar, wie weltweit die Bedrohung aller geistigen Werte heute ist. Die Bedrohung kommt nicht nur vom doktrinären Materialismus, sondern weit mehr noch von unserer Oberflächlichkeit und bürokratischen Routine, von blindem Aktivismus, veräußerlichten Gewohnheiten, Herrschsucht und Überheblichkeit. Die Haltung gegenüber der Kunst ist nur der typische Sonderfall für die kulturelle und soziale Verantwortung überhaupt, die die Kirche als Institution in ihrer eigentlichen Heilssendung nicht übersehen darf, sondern mittragen muß.

## Grundsätze

Folgende Grundsätze sind in den knapp gehaltenen Weisungen des Konzils enthalten:

► **Qualität:** Bei der Vergabe von Aufträgen solle man nicht so sehr auf den rein materiellen Wert der Kunstwerke achten als vielmehr auf den künstlerischen. Bereits mit dieser Mahnung des Konzils wird ein dringlicher Wunsch aufgenommen, der auf Tagungen über Liturgie und Kirchenbau sowie über kirchliche Kunst in den letzten Jahren in verschiedenen europäischen Ländern vorgebracht wurde. Einstimmig drückte man in diesen Fachkreisen das Bedauern aus, daß nur wenige Kirchenbauten der letzten Jahre eine über dem Durchschnitt liegende Qualität aufweisen. Der Mangel an echter künstlerischer Leistung wird um so schmerzlicher empfunden, als eine Flut von Dekoration, Ersatzware und modischer Zutaten an die Stelle echter Leistung getreten ist. Forderung nach künstlerischer Qualität wird hier erstmals positiv in einem kirchlichen Dekret zum Ausdruck gebracht.

In einer negativen Formulierung hat das gleiche Anliegen schon ein Dekret zum Gegenstand gehabt, das unter Pius XII. 1952 vom Heiligen Offizium erlassen wurde. Zu den wenigen Stellen des Dekrets, die über eine Wiederholung bereits früher erlassener Bestimmungen hinausgeht, gehört Punkt 5 des letzten Abschnittes, der sich dagegen wendet, «daß eine große Anzahl von Statuen und Gemälden minderwertiger Art, gewöhnlich Serienarbeit, auf den Altären oder an den benachbarten Kapellenwänden zur Verehrung der Gläubigen geschmacklos und wirr durcheinander aufgestellt werden». Das war zur Abwehr des Kitsches und aller minderwertigen Produkte und Ersatzwaren gesagt. Jetzt wird die Aufgabe positiv formuliert. Der Ruf nach künstlerischer Leistung wird erhoben.

Es wird jetzt dem Bischof die Sorge um Abweisung des künstlerisch Ungenügenden und Mittelmäßigen übertragen. In diesem Zusammenhang ist im Artikel 124 der Einsicht Ausdruck verliehen, daß auch dieser Mangel künstlerischer Qualität echtes religiöses Empfinden verletzt.

► **Einfachheit:** Der Abschnitt der Liturgie-Konstitution dringt auch auf die Vermeidung von übermäßigem Luxus. Daraus ergibt sich, daß künstlerische Leistung nicht im Maß des äußeren Aufwandes, sondern in der Art des Einsatzes der oft bescheidenen Mittel zu suchen ist. Eine gewisse Schlichtheit ist für das christliche Kirchengebäude wie für die christliche Glaubenshaltung in unserer Zeit charakteristisch. Um so mehr wird sich die Gestaltungskraft des Architekten in der Raumform ausweisen, und der Einsatz künstlerischer Werte vor allem dort erfolgen, wo die Liturgie selbst diese vorsieht.

► **Bildordnung:** Nach Auffassung der Liturgie-Konstitution soll einerseits sentimentale Stimmung, andererseits auch völlige Bildlosigkeit vermieden werden. Die Abweisung jeder Art von Stimmungsmache entspricht ebenfalls einem dringlichen Erfordernis. Man sieht ja, wie mit weit ausgebreiteten farbigen Glasfenstern figürlicher oder abstrakter Art oft eine fragwürdige Dekoration oder sentimentale Einstimmung gesucht wird. Selten gelingt eine echte Zuordnung dieser Bilder oder Farbakzente zum gesamten Raumbild der Liturgie.

Im Kult wird das Mysterium Christi begangen und entfaltet unter Heranziehung von Bildern, die zum tiefen inneren Vorstellungsschatz des Menschen gehören. Die Ordnung der Gemeinde um den nunmehr nahestehenden Opfertisch wird Ausdruck der Hinordnung auf Christus. Hier zeichnet sich ein Ordnungsbild ab. Es ist das Christusbild, das unserer Zeit vor allem in einem tieferen Verständnis der Kirche als dem geheimnisvollen Leib unseres Herrn geschenkt ist. Hier treten nun die übrigen Bilder, die die Liturgie voraussetzt (etwa das Kreuz am Altar), klärend und ausdeutend hinzu. Das entscheidende Bild im Raum bleibt jedoch die lebendig gefeierte Liturgie. Die Bilder dienen dem Glauben, ersetzen jedoch nicht die innere Schau. Und sollen sie auch nicht überblenden. Der auf die wesentlichen sakramentalen Zentren geordnete Raum mit sinnvoller Zuordnung der Andachtsplätze und Nebenbereiche ist am besten geeignet, das feste innere Gerüst christlicher Glaubensüberzeugung gegenüber bloßem Schwärmertum auszudrücken.

► **Kultgemeinschaft:** Der vom Konzil verabschiedete Abschnitt über den Kirchenbau enthält den Hinweis, neue Kirchen so zu bauen, daß die aktive Teilnahme der Gläubigen an der Feier der Liturgie erleichtert wird. Um diese tätige und verständige Teilnahme der Gläubigen an der Kultfeier geht es im gesamten Schema über die Liturgie. Der Kirchenbau soll diesem Bedürfnis seinerseits Rechnung tragen. Wiederholt in der Geschichte hat schon die Liturgie Einfluß genommen auf die Ausgestaltung des Raumes. In der Begegnung zwischen dem Seelsorger und dem Architekten wird man also fragen müssen, wie den Anliegen des Konzils am besten entsprochen werden kann.

Einige Folgerungen zeichnen sich schon jetzt ab:

● Zunächst wird der Raum in erster Linie Ausdruck werden müssen für die Einheit in Christus. Zusammenfassung von Priester und Gemeinde war bereits um 1930 ein entscheidendes Anliegen. Inzwischen haben sich Kirchenbautypen entwickelt, die eine deutliche Gegenüberstellung zweier Raumteile versuchen. Es scheint nicht gut, auf diese Weise den Altarbereich, zumal auch durch eine ganz andere Belichtung, aus der Einheit des Hauptraumes Bühnenhaft auszuscheiden und damit die enge Zusammengehörigkeit von Priester und Volk abzutrennen. Dem geweihten Priester wird immer der nächste Bereich am Altar vorbehalten sein. Es ist aber nicht notwendig, diesen Teil auch in der Raumform eigens abzusetzen.

● Dem erwähnten Wunsch kann auch eine neue Versammlungsordnung entsprechen. Immer häufiger entstehen Anordnungen, die das Herumsein um den Altar ermöglichen (circumstantes-Ordnung). Die Gemeinde schließt sich jetzt so eng um den Altar, wie einst das Chorgestühl der Priester oder Mönche im mittelalterlichen Chor der Kathedrale. Erleichterung aktiver Teilnahme soll aber nicht mißverstanden werden, als müsse das straffe «Ausrichtung» auf die Altarstelle selbst bedeuten. Streng zentrierte Bankordnungen erwecken leicht den Eindruck einer beengenden Versammlungsmaschine. Vor allem dann, wenn der Raum übermäßig mit Sitzplätzen verstellt ist. Für die in der Liturgie vorgesehene Bewegungen, besonders auch Prozessionen, soll entsprechend Bewegungsraum bleiben.

● **Raumschöpfung:** Über jedes noch so gute Ordnungsprogramm der Liturgie hinaus sollte im Kirchenbau der Raum selbst gelingen, sonst wäre die vom Konzil erwünschte künstlerische Leistung nur eine Zutat. Die Kraft seiner Gestalt ist die entscheidende Möglichkeit, über die irdischen Bedingungen einer örtlich versammelten Gemeinde hinaus auf

das Ganze heiliger Ordnung und göttlicher Gnadengegenwart in der Kirche zu verweisen. Die Transzendenz liegt in der Raumform als ganzer. Also nicht in einem bestimmten Teil oder Bereich jenseits des Altars, wie Rudolf Schwarz das andeuten wollte. Das theoretische Konzept von Schwarz läuft letzten Endes darauf hinaus, selbst die Transzendenz in das Funktionsprogramm einzuordnen, statt umgekehrt die Funktionsordnung in die umfassende Ganzheit einer Raumschöpfung aufzuheben.

● **Zusammenarbeit:** Die Leistung einer großen Raumordnung überantwortet der Geistliche dem Architekten. Nur der schöpferische Mensch wird sie leisten können. Die Kirche muß ihm notfalls nachgehen. Sie darf sich nicht mit denen begnügen, die sich um Aufträge bewerben. Die Gaben im mystischen Leib Christi sind zum Aufbau der Kirche verteilt. Und wir sind dort auf sie angewiesen, wo sie Gott als Talent oder Genie erweckt. Hier ist auch mehr denn je die Verantwortung des Architekten in Rechnung zu stellen. Auch Kirchenbau ist ein praktischer Testfall für die Zusammenarbeit des Seelsorgers mit dem Laien.

Architektur ist ein Werk in der Welt. Hier erfüllt die Kirche ihre Sendung hinein in die Welt. Das ist aber nur möglich, wenn sie auf die Gegebenheiten und Bedingungen dieser Welt jeweils eingeht und ihr nicht schmolend und kritisch gegenübersteht. Gerade die schöpferischen Ansätze in unserer Zeit sind, weil zunächst ungewohnt, immer wieder verdächtigt worden. Der Seelsorger müßte sich bemühen, auch die Gemeinden, die ihm anvertrauten Gläubigen, zu einer lebendigen Begegnung mit den Problemen der Gegenwart aus dem Glauben anzuleiten. Die von gewisser Seite geförderte Tendenz, überall den Teufel und «Verlust der Mitte» zu sehen, kann sich nicht auf christliche Grundlagen stützen. Auch ist es nicht möglich, im Namen der Kirche auf der Beibehaltung gewisser Vorstellungen von «schön», von «bauen» und von «Kirche» über die Zeiten hinweg zu beharren. Wer auf die Eigenart dieser unserer Zeit nicht eingeht, kann auch nicht formend an ihr mitwirken. Eine Seelsorge, die diesen Tatsachen nicht Rechnung trägt und die Auseinandersetzung zu umgehen sucht, ist auch bei scheinbaren Erfolgen und größerer Annehmlichkeit der Methode zuletzt Selbstbetrug. In den Weisungen für den Kirchenbau spiegeln sich also verschiedene Grundfragen des Konzils in der praktischen Anwendung auf eine konkrete Aufgabe.

## Aufgaben

Nun stellt sich die Frage, welche praktischen Auswirkungen im Kirchenbau und in der kirchlichen Kunst zu erwarten sind. Mancher Konzilsbeschluß über die Neuordnung der Liturgie wird sich nun auch indirekt auswirken. Die Probleme, die der Kirche am nächsten liegen, scheinen folgende zu sein:

1. **Zuständigkeit:** Schon mit der letzten Sitzung der ersten Tagungsperiode in der Abstimmung vom 7. Dezember 1962 zum 1. Kapitel des Schemas über die Liturgie zeichnete sich der Weg zu einer Differenzierung der bisher seit der Trienter Reform streng einheitlich geführten römischen Liturgie ab. Artikel 22 sprach dort der regional zuständigen kirchlichen Autorität (Bischofskonferenz) das Verfügungsrecht zu über Anpassungen an vorhandene Bedürfnisse. Rom nimmt diesen regionalen Initiativen gegenüber nur das Recht der Bestätigung in Anspruch. Was für die Liturgieform selbst gilt, wird jetzt um so mehr auch für die ihr dienende Raumordnung gelten (vgl. Artikel 39, 44, 128). Die regionale kirchliche Behörde ist mehr als bisher für entsprechende Vorschläge, Weisungen, ihre Anpassung und Interpretation zuständig. Um so mehr kann und sollte sie sich nun auch mit den konkreten Problemen der Architekten und Künstler befassen und auf sie eingehen.

2. **Anpassung:** In Missionsgebieten zum Beispiel besteht die Möglichkeit, örtlich vorhandene Gebräuche und Ausdrucksformen in die Liturgie aufzunehmen. Einige Architekten in der Schweiz haben schon seit Jahren damit begonnen, in Entwürfen für afrikanische Missionsstationen, die im Rahmen der Hilfe für Entwicklungsländer als Beitrag ge-

dacht sind, die Frage zu untersuchen, wie die Tänze der Neger, die in die Liturgie dort Aufnahme finden, eine entsprechende räumliche Ausbildung der Kirchenanlage erfordern. Ähnliches gilt für die Verhältnisse in Ostasien.

3. **Neuordnung:** Hierzulande stellt sich die Frage, wie die alten Dome und Pfarrkirchen unseren seelsorglichen Bedürfnissen entsprechend neu geordnet werden können. Freilich kann eine Neuordnung der alten Kirchen nur so erfolgen, daß sie sich in das historische Raumbild verständlich einpaßt. Hier sind schon erste Schritte gelungen. In vielen Fällen aber war man zaghaft und abwartend.

4. **Neue Kirchentypen:** Neben dem Neubau notwendiger gewordener Pfarrkirchen wird für die Randgebiete der Großstadt die Anlage von Seelsorgszentren als eine neue eigene Aufgabe gesehen. Den Begriff «Seelsorgsanlage» (beziehungsweise Gottesdienst-Siedlung) hat schon Pius Parsch gebraucht. Papst Paul VI. hat als Kardinal von Mailand entscheidende Schritte in dieser Richtung unternommen und wegweisende Programme aufgestellt. In seinen Ausschreibungen an Architekten waren ihm Fußballplatz, Heime und Kindergarten wichtiger als ein mächtiger Turm.

Es hat eine Zeitlang gedauert, bis man verstanden hat, daß eine Pfarrkirche nicht als kleiner Dom zu bauen ist, sondern ein eigenes Programm und eine eigene Gestalt bedingt. Nun versteht man, daß nicht jede Seelsorgsstelle eine Kirche im Sinne der bisherigen Pfarrkirchenprogramme voraussetzt. Gediegene Lösungen in dieser Richtung sind freilich erst im Stadium der Vorprüfung und Vorbereitung.

Wieweit die Kirche heute in Randgebieten der Großstädte den Gegebenheiten Rechnung tragen muß, zeigt ein durch äußere Bedingungen aufgezwungenes Bauvorhaben für eine demontierbare Kirchenanlage, die zurzeit in Wien XXI in der Siemensstraße durch Architekt O. Uhl ausgeführt wird. Die bescheidene Aufgabe führt nicht zu einer fragwürdigen «Notkirche», sondern zu einem Bauwerk, in dem sich lebendige geistige Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit bezeugt.

5. **Tabernakelort:** Zu erwarten ist nun auch eine neue Auseinandersetzung über die Frage nach dem rechten Ort für den Tabernakel in der Kirche. Man will die kultische Verehrung der verwahrten Eucharistie räumlich so anordnen, daß die eucharistische Handlung (Messe als Opfermahl) als das Primäre von dieser kultischen Verehrung nicht behindert wird. Ihre Unterordnung, was nicht heißt ihre Preisgabe, haben schon die Richtlinien der liturgischen Kommission der deutschen Bischofskonferenz gefordert. Es wird darum gehen, für den Tabernakel die rechte Herzstelle in der Kirche zu finden, zugeordnet zum «Haupt», das im Altartisch vertreten ist. Dort sind ihm auch leichter Andachtsplätze zuzuordnen. Die Frage der rechten Anordnung des Tabernakels hat den Architekten bisher viel Kopfzerbrechen bereitet. Das Dekret von 1957 hatte trotz der vorangegangenen Ermunterung Pius' XII. die Bedingungen für eine geeignetere Lösung bis zur Undurchführbarkeit verschärft. Das Ergebnis waren zum Beispiel unangenehme axiale Altarverdopplungen. Am liturgischen Kongreß in München urgierte Kardinal Bea neuerlich dieses Problem und erklärte den versammelten Architekten, die Aufforderung des Papstes in dieser Richtung sei durchaus nicht widerrufen. Die inständigen Bitten der Architekten in dieser Richtung fanden vor allem in Kardinal Lercaro einen warmen Fürsprecher, der sie schon am liturgischen Kongreß in Assisi vortrug. Es war klar, daß es sich mit den laufenden Bestimmungen um ein Zwischenstadium handelt. Nun werden die Bischofskonferenzen vom Konzil her angewiesen, auch die Frage der Disposition des Tabernakels zu prüfen. Ernste Vorprüfungen sind erforderlich, um unsinnige Experimente zu vermeiden. Aus manchen Diözesen liegen bereits Erfahrungen vor. Der Autor selbst hat im Institut für Kirchenbau der Wiener Kunstakademie reiches Informationsmaterial hierzu gesammelt. Man sollte es jetzt verwerten.

6. Bereich für Wortgottesdienst: Besondere Beachtung ist vom Konzil dem Wortgottesdienst zugewendet worden. Dieser betrifft den vorbereitenden Teil innerhalb der Messe, den vorausgehenden Anruf Gottes, dem die Antwort im Mahlopfer folgt. Er ist aber auch als eigene, zusätzliche Gottesdienstform gedacht, zum Beispiel an Vigilien. Die Prozession mit dem Evangelienbuch in der Konzilsaula hat tiefen Eindruck hinterlassen. Für die Architekten entsteht nun die Frage, ob ein eigener Bereich zu schaffen ist, etwas abgerückt vom Altar, der nicht nur den Aufzug mit dem Evangelienbuch gestattet, sondern vor allem auch deutlich macht, daß, noch bevor der Altartisch in Gebrauch genommen wird, ein anderes Zentrum, nämlich der Platz der Verkündigung, im Mittelpunkt der liturgischen Funktion steht. Es gilt, das, was sich in der Gestalt der Messe und auch räumlich im Lauf der Zeit ineinandergeschoben hat, wieder so auseinanderzulegen, daß es sinnenfällig klare und leicht verstehbare Gestalt gewinnt. In dieser Aufwertung des Wortes Gottes im Bereich des Ausdrucks – der Sache nach bestand theologisch ja nie ein Zweifel an der Bedeutung und tragenden Rolle dieses Gotteswortes – ergibt sich von selbst auch eine Annäherung an die getrennten Brüder der evangelischen Kirche. Selbst das Evangelienbuch findet sich nun im neuen Kirchenbau häufiger am Platz der Verkündigung frei sichtbar aufgestellt. Auf dem Altar liegend war es bisher das Unterscheidungszeichen einer evangelischen Kirche von der katholischen. Nun wird es wohl sichtbar dem Kultraum im Altarbereich wieder eingegliedert werden. Das Benediktinerkloster Collegeville (Minnesota) ging darin schon vor Jahren beispielgebend voran.

Es sollte sich von selbst verstehen, daß die in neuerer Zeit reichlich vernachlässigte Akustik nun auch ihr Recht verlangt. Wo das Wort nicht verstanden wird, fehlt der schaubaren Entfaltung des Wortgottesdienstes der Sinn. Es kann durchaus sein, daß sich aus der Erfüllung der neuen Forderungen nun eine veränderte Gestalt für den Altarbereich ergibt. Mindestens fallweise sind auch Zelebration zum Volk hin und gemeinsames Zelebrieren aller Priester (Konzelebration) vorzusehen.

7. Kunsterziehung: Wie schon das Dekret von 1957 hat auch der erwähnte Abschnitt des Konzils die Bedeutung der Kunsterziehung in den Seminarien in Erinnerung gerufen. Man darf wohl hoffen, daß sich auch in dieser Hinsicht bald eine Wende zum Besseren abzeichnet, wenn diesen Weisungen entsprochen wird. Dabei geht es nicht darum, aus den Theologen junge Pseudo-Architekten zu machen, sondern verständige Gesprächspartner, die wissen, daß sie den Künstler brauchen, und die ihn theologisch (nicht künstlerisch) beraten.

Jede Bemühung um eine deutlichere Ausprägung der Liturgie und – ihr entsprechend – um eine klarere und sinnvollere Disposition im Kirchenraum bleibt eine bloß äußerliche Korrektur, wenn es nicht zugleich gelingt, das gläubige Volk tiefer in den Sinn des Kultes und seiner Formen einzuführen. Diese Aufgabe ist durch die neu aufgeworfenen Fragen nicht leichter geworden. Aber diese sind ein wertvoller Anlaß, sich wieder neu dieser Aufgabe zu erinnern.

Eines sollte jedenfalls klar werden: Die Bemühung um Kirchenbau ist mehr als eine bloße Geschmacksfrage. Demgemäß läßt sich auch die Vergabe von Aufträgen nicht als ein Werk der Caritas an minderbemittelte Architekten, als persönliches Entgegenkommen oder bloß als Lohn für Glaubenstreue motivieren. Nur der echte, offene Wettbewerb um die allerbeste Lösung kann heute einen Weg zu besserer künstlerischer und sinnvollerer Leistung im Kirchenbau eröffnen.

### Voraussetzungen

Manche fürchten, der Wille zur Überwindung der Mittelmäßigkeit im Kirchenbau werde doch nur ein leeres Wort bleiben. Man hat offenbar schlechte Erfahrungen gemacht.

Somit bleibt eine Kernfrage die, was geschehen kann, damit bessere Kirchenräume entstehen und bessere künstlerische Leistung an Fenstern, Bildern und Gerät gelingen kann.

Einige Voraussetzungen dazu wären:

▷ Weniger Selbstvertrauen der kirchlichen Bauherren in ihre Fähigkeit, künstlerische Werte der Gegenwart richtig beurteilen zu können. – Eine Mahnung, die allerdings mindestens ebenso an die oft unsachlichen und mit den Problemen der Aufgabe durchaus nicht immer vertrauten Kritiker zu richten wäre. – Es ist aber typisch, daß der schon durch die bisherige Gesetzgebung der Kirche geforderte Kunstrat in seiner Zusammensetzung oft zwar brave und verdiente christliche Männer zeigt, aber nicht die auch in ihrem Fach, also in Kunstfragen «hervorragenden» und «fachkundigen» Talente, die dafür verlangt werden. Dazu kommt, daß dieser Kunstrat in vielen Diözesen nur ganz selten bemüht wird – und dann nicht beratend zu Beginn einer Unternehmung, sondern erst, wenn es schon zu spät ist. Er nimmt sich oft wie ein Klub verdienter Veteranen aus. Die Zugehörigkeit wird fast wie ein Titel, nicht aber als Aufgabe gewertet. Die Mitzuständigkeit des Laien und der Fachleute wurde damit mehr theoretisch als praktisch anerkannt. Meist wußten die Bauherren selbst, was schön ist und was nicht. An den besten Entwürfen erfahrener Gestalter korrigierte man so lange herum, bis alles wegfiel, worauf es ankam, wenn von architektonischer Qualität, bildnerischem Wert usw. gesprochen wird. Waren das wirklich nur Ausnahmefälle? Gerade die Besten hat das abgestoßen. Das Ergebnis ist bekannt. Die dienstbereiten Erfolgsschritte ohne künstlerisches Gewissen erhalten immer noch einen Gutteil der kirchlichen Aufträge. Das ist eine Tatsache, die auch der Lagebericht der Arbeitstagung zum deutschen Katholikentag 1962 schonungslos eingestanden hat. Ist es in anderen Ländern besser?

▷ Möglichst viele und jedenfalls alle wichtigen Aufträge sollten öffentlich ausgeschrieben werden. Wenn aus Kostengründen nur beschränkte Wettbewerbe durchgeführt werden können, soll an Stelle der bisherigen Geheimnistuerei weiteren Konkurrenten wenigstens die freiwillige Beteiligung mit gleicher Erfolgchance ermöglicht werden. Nur der dann auch vor der Öffentlichkeit jederzeit vertretbare Vergleich zwischen den eingebrachten Projekten gestattet die Beurteilung, ob wirklich Verantwortung für Qualität die Vergabe des Auftrages bestimmt hat. Dieses Prinzip sollte auch für alle wichtigen künstlerischen Aufträge zur Ausgestaltung der Kirchenräume gelten.

▷ Es müssen Wege ausfindig gemacht werden, wie die unorganische Trennung von Rohbau und künstlerischer Ausstattung vermieden werden kann zugunsten eines Zusammenwirkens aller Künste schon vom Stadium der Projektierung an. Daß versucht wird, dem Architekten aus irgendwelchen Gründen Künstler aufzunötigen, ist untragbar. Das ist ein bedenklicher Eingriff in den Verantwortungsbereich des Architekten für das Gelingen des gesamten Bauwerks. Kein Wunder, wenn bisher zuletzt niemand verantwortlich zeichnen wollte für das Versagen. Keiner will es gewesen sein. «Wenn man mich nur angehört hätte ...», sagen die Beteiligten. Freilich setzt das auch ein größeres Interesse der Architekten für die Möglichkeiten der übrigen Künste voraus.

▷ Da es im Kirchenbau und bei Kunst im Raum der Kirche nicht nur um gute Kunstwerke, nicht um Museumsstücke geht, sondern um Raumordnung und Bildzusammenhänge, in denen sich christliche Glaubensüberzeugung ausdrückt, soll das Gespräch zwischen Seelsorgern und Künstlern viel nachhaltiger gesucht werden als es bisher der Fall war. Dazu sollte man aber füreinander mehr Verständnis aufbringen. Selten trifft man auf Architekten oder Maler, die für ihr Vorhaben so eifrig um Belehrung und geistige Einführung bemüht sind, wie das bei Le Corbusier zutraf, als er die Aufträge der französischen Dominikaner annahm.

▷ Zu den faulen Ausreden für mißratene Leistung gehört der Hinweis, man habe der begrenzten Verständnisbereitschaft des Volkes entgegenkommen wollen. Die Sorge um das Verständnis der Gläubigen ist berechtigt. Nicht berechtigt ist das Vertreten minderwertiger Leistung unter Berufung auf das Volk. Dieses «Volk» als homogene Gemeinschaft gibt es gar nicht. Wenn man von denen spricht, denen künstlerische Leistung aus den Möglichkeiten der Zeit heraus ein Ärgernis ist, dann muß man um der Wahrheit willen auch von denen sprechen, denen Kitsch und Mangel an echter Leistung ein Ärgernis ist. Man wird sich noch viel mehr als bisher um die Verständnisbereitschaft der Gläubigen bemühen müssen. Hier liegt auch eine Pflicht für die Kirchengemeinde, auf die Kardinal Lercaro hingewiesen hat: «Das Kirchenvolk muß willens sein, mit Einfühlung und Zustimmung das Werk unbefangenen anzunehmen, das zu seinem und zu Gottes Dienst geschaffen wurde.»

▷ Zuletzt müssen wir uns der Einsicht stellen, daß die Kirche die Kunst mit der zeitgenössischen Welt gemeinsam hat. In der Kirche gewinnt die Kunst eine konkrete inhaltliche Prägung aus dem Offenbarungsgut und einen konkreten, eigenen Sinn aus der Verbindung mit dem Kult, aus der Zuordnung zum Heiligen. Abgesehen davon hat aber

die Kirche keine eigene Kunst. Sie hat entweder Kunst, lebendige, menschliche, aus der Gegenwart gezeugte Kunst, wie es sie auch außerhalb der Kirche gibt, oder sie hat keine Kunst. Ihre Leistung ist es, diese Kunst mit Christus und dem Kult in Verbindung zu bringen und gläubig zu verstehen.

Es dürfte ein gutes Zeugnis sein, das sich die Kirche ausstellt, wenn sie – oft sehr im Gegensatz zu Praktiken öffentlicher Institutionen – eingedenk bisheriger Unzulänglichkeiten, im Zuge der Konzilsberatungen aufgebauschte Erfolgsberichte vermeidet und statt dessen ehrliche Wege zum Besseren sucht: auch in der Zusammenarbeit mit dem Künstler. An den Bemühungen wird man ermaßen können, daß die Weisung des Konzils auch in diesem Punkt mehr ist als ein leeres Wort. Und daß es um eine entschiedene Korrektur geht in der Praxis der Kirche gegenüber ihren Partnern unter Gläubigen wie Ungläubigen, gegenüber der Welt in ihrem gegenwärtigen Zustand.

Prof. Herbert Muck

## Die katholische Kirche der Niederlande in der Krise der Gegenwart

Bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges waren die Niederlande trotz ihrer großen überseeischen Besitzungen ein recht abgeschlossenes Land. Man sah ein wenig auf andere Völker herab, die so töricht waren, Kriege zu führen und Revolutionen zu machen. Seit der Französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft hatten die Niederlande keine ernstere Erschütterungen mehr zu überstehen. Man kann sagen, daß hier das 19. Jahrhundert erst im Jahr 1940 zu Ende ging. Dieses Für-sich-leben wurde aber auch zu einem Kennzeichen für die geistigen Bereiche des Landes. Die Sozialisten waren rabiat sozialistisch, die Freidenker waren fanatisch freidenkerisch, die Protestanten sehr antirömisch und die Katholiken stark gegenreformatorisch. Zwar sind die Niederländer ein durchaus verträgliches Volk und lassen jeder Gruppe ihren Platz an der Sonne. So hatte dies aber auch zur Folge, daß die einzelnen Gruppen in weitgehender Isolierung voneinander lebten. Man konnte sich überhaupt nicht oder nur sehr wenig. Das traf vor allem auf den katholischen Volksteil zu, der sich erst aus sozialer und kultureller Rückständigkeit, in die er durch die protestantische Mehrheit jahrhundertlang gedrängt war, emporarbeiten mußte und daher alle Kennzeichen einer sozialen Minderheitsgruppe an sich trug. Die Abgeschlossenheit der Niederlande war, nach innen wie nach außen, mit dem Zweiten Weltkrieg zu Ende. Sie war nun weitgehend von den Beziehungen zu den Großmächten abhängig geworden, was sich jedoch in einem Land mit einem kleinen Sprach- und Kulturbereich tiefer auswirkte als bei größeren Völkern. Auf religiösem Gebiet brach eine Säkularisation durch, die bis dahin noch außerhalb der Grenzen geliebt war.

Die Niederländer sind zwar ein recht kirchentreues Volk. So war das öffentliche sittliche Leben, das stark unter calvinistischem Einfluß stand, in strengeren Grenzen geblieben als anderswo. Die neue Zeit nun brachte nicht nur die Begegnung mit einer neuen Theologie, sondern auch mit ganz anderen Auffassungen vom sittlichen Leben in und außerhalb der Ehe. Bei der Volkszählung 1947 stellte man plötzlich fest, daß 17 % der Bevölkerung außerhalb der Kirchen standen. 1960 waren es schon 18,4 %. In den Städten erhöht sich diese Zahl bis zu 40 und 50 %. Wer früher schon innerlich seiner Kirche entfremdet war, hatte nun diesen Bruch auch äußerlich vollzogen. Auch in der katholischen Kirche zeigten sich Krisenerscheinungen nach innen und außen. Die rückläufige Teilnahme an der Eucharistiefeier war dabei wohl am auffallendsten. Die Zahl derer, die ihre Ostern nicht mehr halten, beträgt in der Diözese Haarlem 21 % und in Rotterdam 27 %. Mischehen gibt es in diesen beiden Diözesen 18 bzw. 23 %.

Innerhalb von hundert Jahren wuchs die Zahl der Katholiken aufs Dreifache, etwa 40 % der Gesamtbevölkerung. Die Zahl der Priester stieg aber auf das Sechsfache. So erklärt es sich, daß die Niederlande mit nur

1 % der katholischen Weltbevölkerung dennoch 10 % aller Missionare stellt. (Zieht man nur die Priester in Betracht, dann erhöht sich dieser Prozentsatz auf 17!) Nach dem Krieg aber ging die Zahl der Priesterberufe stark zurück und entspricht für den Weltklerus nur der Hälfte des Bevölkerungszuwachses. Die Ordensberufe gingen gleichfalls sehr zurück und machen jetzt bei den weiblichen Orden nur noch etwa 1/3 der Zahl der Vorkriegszeit aus. Auch ist festzustellen, daß die Geburtenzahlen bei den katholischen Familien sich jenen der nichtkatholischen nähert. Das heißt also, daß sie in katholischen Gegenden vergleichsweise mehr zurückgehen als in nichtkatholischen.

Solchen Krisenerscheinungen gegenüber kann man nun auf zwei Weisen reagieren. Man könnte «die Welt» verurteilen und jene Verhaltensweisen, die so deutlich gegen die Lehre der Kirche und die Lebensführung früherer Generationen sich richten, mit allem Nachdruck zurückweisen. Damit würde man sich jedoch «über» die Zeit stellen und über die Menschen in dieser Zeit. Sie aber «über» jemand stellen heißt, die menschliche Solidarität mit ihm aufgeben. Es wären dann nur noch Mauern zu errichten, und diese müßten immer höher werden. Was aber noch schlimmer wäre: es würde sich eine neue Ghettohaltung ausprägen.

Die andere Einstellung würde vor allem aus dem Bewußtsein leben, daß jede Zeit Gottes Zeit ist. Das heißt aber, die gegebenen Umstände zunächst einmal hinzunehmen, es «mit ihnen zu wagen», auch die günstigen Aspekte menschlicher Höherentwicklung ins Auge zu fassen und die Entfremdung von der Kirche vorläufig als eine soziologische Erscheinung nicht überzubewerten. In diesem Sinn schrieb ein katholisches Wochenblatt («De Bazuin») bezüglich des Rückgangs der Schwesternberufe: «Ist das auch wirklich so schlimm?» Und die *Monatsschrift* «G 3» (Katholische Aktion in der Armee) bezeichnete die Gläubigen, die sich losgesagt hatten, als «die sehr Mutigen unter uns».

Augenblicklich bestimmen diese beiden Tendenzen das niederländische katholische Leben. Beide sind ein Symptom für jene Abgeschlossenheit und drohen darum die Spannung, die zwischen beiden besteht, durch einen Kurzschluß zu lösen, als ob eigentlich nichts los wäre. Zwar finden sich diese Tendenzen auch in einem großen Teil des europäischen kirchlichen Lebens; in dem kleinen Land aber verursachen sie eine größere Unruhe. Vielleicht liegt es an der germanischen Herkunft der Niederländer, daß sie die Neigung haben, mehr im «Entweder-oder» als im «Sowohl-als-auch» zu denken.

Dialektisches Denken ist ihnen fremd. Der niederländische Charakter kennt nicht das «leben und leben lassen» des französischen und auch nicht das humorvolle «understatement» des englischen. Natürlich spielen hier

auch außertheologische Faktoren mit: die Häuslichkeit, die Vorliebe für das Leben in den eigenen Wänden und die starke Bindung an die Familie. Der Niederländer fühlt sich seinen Eltern und Voreltern sehr verbunden. Der Vater hatte hier alles zu sagen. Und die Literatur ist heute sehr darum bemüht, sich von dieser Vaterbindung zu lösen. Dies gilt auch für den katholischen Bereich. Daher kommt es auch, daß fast alle katholischen Schriften in ihrem progressiven Charakter noch recht unklar sind. Kaum zeigt sich das Bild des gesunden und reifen gläubigen Menschen darin. Es ist alles zu wenig ausgewogen, man wagt nicht, das Wertvolle im Bisherigen anzuerkennen, um von da aus die Zukunft zu meistern. Zu sehr stellt man sich gegen alle Tradition, gegen das «Vaterbild», und dies dürfte doch wohl zur Schwierigkeit mit beitragen, um gläubig «Vater unser» beten zu können. Vielleicht ist es hierin gelegen, daß das religiöse Klima jenseits unserer Grenzen ruhiger und ausgeglichener ist als bei uns.

Wir wollen die Krise des religiösen Lebens in den Niederlanden unter drei Gesichtspunkten darlegen.

### Die Krise aus der Isolierung

Der niederländische Katholizismus hat sich in den letzten hundert Jahren aus der Lage einer sozialen und kulturellen Minderheit zu einer Macht im öffentlichen Leben entwickelt, wie dies wohl selten in anderen Ländern vorzufinden ist. Die vollständige Finanzierung des höheren Schulwesens, einschließlich der katholischen Universität (bei letzterer bis auf wenige Prozent), eine voll entfaltete katholische Presse mit großen Landes- und Provinzzeitungen, der Aufbau einer politischen Partei und einer katholischen Arbeiterbewegung, sind hinreichend bekannt und brauchen in ihrer enormen Bedeutung nicht näher betont zu werden.

Doch erweist sich diese große organisatorische Kraft der niederländischen Katholiken zugleich auch als eine Schwäche für die gegenwärtigen Umstände. In der Vergangenheit fühlten sie sich stark getragen von den Motiven einer «unterdrückten Gruppe». Die eigentlichen Glaubensmotive blieben dadurch vielfach im Hintergrund. Als nun das Gefühl sozialer Unterdrückung, des «Nicht-dazu-gehörens», das «Andersseins» weggefallen war, sah sich auch das Glaubensbewußtsein vor eine Entwicklung gestellt, der es vielfach nicht gewachsen war. Soziologische Untersuchungen zeigten, daß Stimmabgabe für die katholische Partei parallel der Erfüllung der Osterpflicht verläuft.

Noch etwas anderes kommt hinzu. Während des Krieges entwickelte sich ein Zusammenwirken aller Volksgruppen. So kamen eine Anzahl Katholiken mit Sozialisten in Kontakt und beteiligten sich 1946 an der Gründung der Partei der Arbeit. Sie fanden bei anderen, die zwar noch katholischen Organisationen angehörten, Unterstützung durch folgende Überlegung: Hat die Geschlossenheit nicht auch große Einseitigkeit zur Folge? Waren überhaupt noch die gesellschaftlichen Verschiedenheiten durch religiöse Grenzen bestimmt?

Bei der Jahrhundertfeier der Errichtung der bischöflichen Hierarchie im Jahre 1953 («100 Jahre unter dem Krummstab»), war die Emanzipation der Katholiken vollzogen. Sollte man nun auf dem eingeschlagenen Weg weitergehen? 1954 erließen die Bischöfe eine Stellungnahme unter dem Titel «Der Katholik im heutigen öffentlichen Leben». Darin wurde aus theologischen Gründen (die von Kirchenführung und Seelsorge nicht zu lösen sind) an der bisherigen Art des Vorgehens festgehalten. Man betonte, daß die Schwächung der katholischen Organisationen eine Stärkung der nicht- oder antikatholischen bedeute. Zwar wurden kaum mehr Sanktionen ausgesprochen wie früher (vor und während des Krieges war es verboten, sozialistischen oder nationalsozialistischen Parteien nennenswerte Unterstützung zu geben, wie dies jetzt noch unter der Strafe der Exkommunikation gegenüber den Kommunisten der Fall ist). Doch versuchten die Bischöfe mit allem Nachdruck die politische und gesellschaftliche Einheit zu wahren. Dieses Schreiben der Bischöfe rief in den Niederlanden große Erregung hervor. Manche – auch von den Katholiken – fürch-

teten, daß der Faktor Macht das soziologische Gesicht der Kirche bestimme. Vor allem Gruppen von Intellektuellen fühlten sich bei der scharfen Scheidung zwischen «christlich» und «antichristlich» nicht wohl. Dies fand seinen Ausdruck im Monatsblatt «In elfter Stunde» («Te elfder Ure»). Zudem blieben die Katholiken in der Partei der Arbeit bei den Wahlen und brachten damit direkt und indirekt die Autorität der Bischöfe in eine schwierige Situation.

Viele dieser Gegensätze sind wohl jetzt nach 10 Jahren gemildert. Die Hierarchie hat später den katholischen Organisationen ausdrücklich ein hohes Maß an Eigenständigkeit zuerkannt, und bei den Gläubigen wuchs das Interesse an der Zusammenarbeit mit Andersdenkenden. Das sehr veränderte ökumenische Klima fördert ebenfalls die Aufgeschlossenheit nach außen. Wenn die Niederländer irgendwo vorangehen, dann ist es auf dem Bereich des ökumenischen Lebens, sei es im Weltrat der Kirchen (Visser't Hooft), oder in der Konzilskommission für die christliche Einheit (Mgr. Willebrands brachte u. a. den Kontakt mit der russischen Orthodoxie zustande). So kann allgemein gesagt werden, daß diese Krise bis jetzt sich recht gut löste: die Kirche ist sich ihrer Aufgabe auch außerhalb der katholischen Organisationen mehr bewußt geworden.

### Die Krise der Autorität

Das Jahr 1953/54 ist auch noch aus einem anderen Grund von Bedeutung. Anlässlich der Gedenkfeier «100 jaar Kromstaf» erschien unter der Redaktion und zum größten Teil aus der Hand von Prof. Dr. L. J. Rogier ein Gedenkbuch mit dem Titel «In vrijheid herboren» («In Freiheit wiedergeboren»). In diesem monumentalen Geschichtswerk, das durch Stil und Sachkenntnis allseits Bewunderung hervorrief, wurde eine Art «Entmythologisierung» der Erneuerung des katholischen Lebens vorgenommen. Unzulänglichkeiten im menschlichen Bereich wurden stark betont. Ganz besonders wurde auf den einseitig moralistischen Charakter und die Überbetonung der Autorität im Katholizismus der vergangenen Periode hingewiesen. Zwar fügten sich diese Kennzeichen in das gesamte Bild der Zeit, doch wurden sie in den neuen Verhältnissen den Katholiken erst recht schmerzlich bewußt. Denn: lebt man einmal innerhalb einer derartig durchorganisierten Gruppe, so ist für abweichende Meinungen kein Platz, und jene, die abzuspringen drohen, werden unter schweren Druck gesetzt.

Und in der Tat, die niederländischen Katholiken waren folgsame Leute. Sie hatten keine andere Wahl, denn nach innen wie nach außen mußte die Einheit gewahrt werden. Zugleich war es ohnehin schwer, in jener Zeit in anderer Weise zu leben – das gesamte Leben war ja patriarchalisch bestimmt. Und durch das Wirken einiger fähiger Priester (Ariens, Poels) wurde wenigstens an vielen Orten in den Niederlanden der Skandal vermieden, daß die Kirche im 19. Jahrhundert die Arbeiter verlor. Das katholische Minengebiet von Südlomburg dürfte in der ganzen Welt wohl einmalig dastehen. Die Arbeiter der ersten Stunde, die mit einfachsten Mitteln und unter völlig anderen Umständen die Last des Tages getragen hatten, kamen in ein etwas künstliches Licht. Dies war vermutlich der Grund, weswegen der «Osservatore Romano» im September 1954 etwas abfällig über das Werk urteilte, «in welchem viel Gutes verschwiegen und viel Ungutes ohne jeden Nutzen berichtet wird». Prof. Rogier blieb jedoch bei seiner Meinung, daß «Folgsamkeit die Tugend von Schafen ist».

In den folgenden Jahren wurde viel Kritik an der Unbeweglichkeit der Katholiken geübt, besonders in akademischen Kreisen der früheren Standesorganisation «St. Adelbert». Die Unruhe über geistige und religiöse Dinge nahm zu. Bei den Seelsorgern war sie schon früher lebendig, und nun ergriff sie auch die Laien. Man begann nach den Ursachen zunehmender Kirchenentfremdung zu suchen.

Die Laien wurden sich dessen bewußt, auch Kirche zu sein. In der Kirche aber, die sie vor sich sahen, waren nicht alle Dinge so, wie sie sein sollten. Wer aber hatte bisher die Kirche

geführt? Wie es einen Konflikt zwischen den Generationen gibt, so ergab sich hier ein Konflikt mit der Hierarchie. Die Kirche wurde in der Vergangenheit einseitig juridisch und klerikal gesehen. Diese Kritik kann aus echter Liebe zur Kirche kommen. Aber auch aus menschlicher Enttäuschung: aus einer enttäuschten Liebe. Es besteht ein großes Verlangen, die Kirche als «beispielhaft» hinzustellen. Es gibt ein Verlangen nach Einheit unter den Christen, und große Sorge ob der geistigen Krise, in der wir leben. In diesen Gedanken, die sehr lebendig sind, spielen aber auch nationale Gefühle mit, die den niederländischen Katholizismus gerne als das «Paradepferd der Kirche» sehen möchten. «Wenn sie in Rom nur auch schon so weit wären wie wir hier.» So schleicht sich in die Liebe zur Kirche, die leider nicht so dasteht, wie man es gerne hätte, doch auch ein Stück Eigenliebe hinein.

Anordnungen verschiedener römischer Instanzen, die man nicht mehr verstand (z. B. Koedukation, Teilhard de Chardin, das Latein in der Liturgie), machten die Stimmung noch gespannter. Dies zeigte sich ganz besonders in der Diskussion um eine Rede des Studentenseelsorgers *P. J. van Kilsdonk S. J.* auf der Jahresversammlung von St. Adelbert im September 1962, in der dieser so weit ging, den Abfall der Intellektuellen vor allem der römischen Kurie zuzuschreiben.

Kardinal Alfrink sagte darauf in einer Predigt, daß es nicht genüge zu sagen, daß die Kritik an der Kirche aus Liebe käme, sie müsse auch den Forderungen entsprechen, die der hl. Paulus in seinem Lobgesang auf die Liebe an diese Tugend stellt. Er bat um die Unterstützung der niederl. Kirchenprovinz für die Arbeit ihrer Bischöfe auf dem Konzil. Das Hl. Offizium verlangte die Abberufung dieses Priesters aus seinem verantwortungsvollen Amt, da er zur Leitung junger Menschen nicht geeignet wäre. Dagegen aber wehrten sich katholische und protestantische Intellektuelle – woraufhin eine Abberufung unterblieb. Diese Angelegenheit erweckte dadurch große Aufmerksamkeit, und es war weithin in der öffentlichen Meinung der Eindruck entstanden, als wäre die römische Kurie der Sündenbock, dem man alle Schuld an dem, was man als verpaßte Gelegenheit in der vergangenen Zeit ansah, zuschrieb.

Eine nicht bewältigte Vergangenheit wirkt sich noch lange aus. Kirche und Glaube wurden zu positivistisch, zu organisatorisch gesehen. Es fehlte gewiß nicht an Hochherzigkeit, wohl aber an Innerlichkeit, an der inneren Freiheit, in der man den großen Aufgaben hätte entgegenzutreten sollen. Statt dessen war oft ein gesellschaftlicher Druck zu spüren, wie er sich in einer sehr geschlossenen Gruppe, die sich noch kaum aus langer Zurücksetzung befreit hatte, hier ausbildete. Diejenigen, die darunter am meisten zu leiden hatten, haben jetzt etwa das 40. Lebensjahr überschritten. Sie haben all das noch nicht überwunden und leiden oft noch an verspäteten Wachstumserscheinungen. Sie schweigen oder äußern sich in übergroßer Spannung. Priester, die seelisch und körperlich ein Konzentrationslager gut überstanden, wurden jetzt nervenkrank.

Das ist die Kehrseite einer Zeit, in der viel Gutes und Wertvolles, das früher keine Chance hatte, sich entwickeln kann, die aber den Edelmut der vorausgehenden Periode nicht mehr zu würdigen vermag. Die Jüngeren, die erst nach dem Krieg aufwuchsen und all diese Konflikte nicht mehr am eigenen Leibe spürten, empfinden vieles, was die Älteren mit so großem Nachdruck aussprechen, als nicht ganz echt. Vielleicht aber haben sie Verlangen nach mehr Vertrauen, größerer Sicherheit, ja sogar nach mehr Autorität, als man ihnen gegenwärtig entgegenbringt.

## Die Krise des Glaubens

Der Glaube erwächst aus dem Hören. Gott spricht durch Menschen, durch menschliche Autorität und menschliche Traditionen, die ein Bestandteil der sich fortsetzenden Menschwerdung Gottes sind. Der Glaube an die Autorität und die Tradition jedoch ist erschüttert. Dies zeigt sich an der Gestalt des Priesters am deutlichsten. Darum entstand denn auch eine

Krise um Berufung und Weihe des Priesters. Aus einem Mysterium ist der Priester zu einem Problem geworden, oftmals auch vor sich selber. Hat man früher seine Person manchmal ins Übermenschliche erhoben, hatte er im sozialen und politischen Leben eine entscheidende Stimme, so ist in einer säkularisierten Welt seine Stellung schwer beschreibbar geworden. Der Priester leidet an einem «Funktionsverlust», er hat kein deutliches «Gesicht» mehr, und dies bewirkt eine Krise der Berufung nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Älteren. Nicht nur ist der Abgang von den Seminaristen sehr groß, auch nach schon erhaltener Weihe meinten in den letzten Jahren eine Anzahl, der Aufgabe ihres Amtes nicht gewachsen zu sein. Daß man auch hier einseitig die Schuld bei der «Kirche», beim «Bischof», oder bei der «Erziehung» sucht, macht das Problem der «Hirten, die selber im Dunkeln tappen», nicht einfacher.

Die Bewegung um das Monatsblatt «G 3» meinte, den Zölibat für diese Krise verantwortlich machen zu sollen. Da nun heute die Ehe gesellschaftlich und religiös eine andere Bewertung als früher erfährt, meint man, daß der Zölibat in den meisten Fällen die volle Entfaltung der Persönlichkeit verhindere. Er wäre demnach «mehr Tragik als Weisheit». Dagegen kann gesagt werden, daß ja auch jene kirchlichen Gemeinschaften, deren Vertreter heiraten, mit den größten Nachwuchsproblemen zu ringen haben. Außerdem würde der Verzicht auf die Ehelosigkeit doch eine große geistliche Verarmung des Weltklerus zur Folge haben. Dann aber muß Ehelosigkeit zur positiven Durchformung der ganzen Persönlichkeit werden. So wurde denn auch die Frage erhoben, ob Zölibatsmüdigkeit nicht zusammengeht mit Gebetsmüdigkeit (P. J. de Rooy S. J. vom Gebetsapostolat). Man darf nie aus negativen Motiven ehelos bleiben, sondern allein aus engerer Verbundenheit mit Christus und seiner Kirche. Ohne liebenden Dienst ist ein solches Leben unmöglich. Es gibt eine Krise der Spiritualität, wie es eine Neubewertung in der Theologie gibt. In einer anonymen Schrift wurde der Vorschlag gemacht, die endgültige Entscheidung erst später vornehmen zu lassen und für besondere Fälle die Möglichkeit einer Dispens offen zu lassen. Natürlich kann dies nicht in der niederl. Kirchenprovinz entschieden werden und steht zudem auf dem Konzil zur Debatte.

Prof. Schillebeeckx (Konzilsberater des niederl. Episkopats), äußerte die Ansicht, daß «der einfache Mann» bei der heutigen theologischen Verkündigung zu kurz kommt. Er bekommt in der Predigt eine Instruktion darüber, daß er bis jetzt alles falsch gemacht habe, und daß frühere Ansichten unrichtig gewesen wären – was vielleicht richtig sein mag. Damit aber reicht man ihm keine hilfreiche Hand, wenn die Verkünder des Glaubens ihre eigenen Unsicherheiten auf ihn übertragen. Weiter ist er der Ansicht, daß man keine unerfüllbaren und übertriebenen Forderungen an die Entwicklung von Dogma und Liturgie stellen dürfe. Das Denken im «Schwarz-weiß-Schema», nach dem alles in den Gegensatz zwischen fortschrittlich-konservativ hineinpassen müßte, hat eine Abschließung zur Folge und hindert eine echte innere Umkehr.

Das kirchliche Leben in den Niederlanden macht gegenwärtig den Eindruck der modernen Kunst: formlos und chaotisch. Gutes ist mit sehr Ungutem gemischt, Heiliges mit Unheiligem, Aberglaube und Unglaube sind bis zur Unkenntnis im religiösen Aufwand getarnt.

Die niederländischen Bischöfe haben sich – nach einigen Auseinandersetzungen – damit abgefunden, daß dem hohen Prozentsatz ihrer intellektuellen Gläubigen das freie Wort in der Kirche zusteht, auch wenn dies nicht immer ausgewogen oder sogar töricht erscheinen mag. Damit ist das erfreuliche Ergebnis erreicht, daß diese Kritik sich nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kirche äußert und die gebildeten Laien sich nicht in einen unfruchtbaren Antiklerikalismus abgesetzt haben (wie das früher und anderswo öfters der Fall war).

Dafür haben sie aber den hohen Preis zahlen müssen, daß ihr Wort nur ankommt, wenn man sich menschlich angesprochen fühlt. Das kritische Verhalten «Rom» gegenüber hat dazu geführt, daß die Äußerungen von Papst und Bischöfen zu einseitig unter dem Gesichtspunkt «unfehlbar oder nicht» betrachtet werden. So aber besteht die Gefahr, daß man den

Kern kirchlichen Lebens nicht mehr erreicht. Das gleiche ist der Fall, wo die gegenseitige Ergänzung in der Ehe so idealisiert wird, daß das Zölibat als Fremdkörper empfunden und dargestellt wird. Das Absinken der Berufungen wird nicht wettgemacht durch ein besseres Verhältnis zu den Nicht-Katholiken und Nicht-Christen. Man wundert sich über «die evangelische Geduld, womit die Ungläubigen unser unechtes religiöses Benehmen im öffentlichen Leben ertragen». Nicht die Welt, sondern die Kirche ist in ihren Augen schuld daran, daß die Menschen nicht besser sind. Aus der Befürchtung, die Menschen zu verlieren, flüchten viele in ein anonymes Christentum. Um ja nicht hinter dem Humanisten, dem Buddhisten oder Moslem zurückzustehen, ergreift man die «Flucht nach vorn». Wurde früher Christus überall genannt – vielleicht zu oft –, wagt man ihn heute überhaupt nicht mehr zu nennen.

Die Befürchtung dürfte zu recht bestehen, daß auf diese Weise der alte Modernistenstreit sich wiederholen wird, aber jetzt in umgekehrter Richtung. Und das Ende wäre dann auch das Gleiche: die Bedrohung durch einen toten Traditionalismus, eine Innerweltlichkeit, die nur den Namen gewechselt hat. Nun sind wir der Ansicht, daß jene Einstellung, die alle Spannung zwischen Kirche und Welt, Hierarchie und Laien, Natur und Gnade verschwinden lassen möchte, die große Versuchung der niederl. Katholiken ist. Der Versuch, aus der Schau Teil-

hards de Chardin eine neue Spiritualität zu entwickeln, kann im Ansatz stecken bleiben. Es hängt alles davon ab, wie man diesen großen Menschen und echten Christen deutet. Es ist immer die große Versuchung einer hochentwickelten Kultur gewesen, man kann sagen der Reichen, Gott der Situation zu unterstellen, anstatt die Situation unter Gott. Das hieße aus Gottesdienst Menschendienst machen, Evolution als Offenbarungsquelle zu sehen, das Christentum zur besten Methode zwischenmenschlicher Beziehungen zu degradieren. Wir dürfen aber, gerade weil wir mit vielen Anders- und Ungläubigen zusammenleben, den von Christus vorausgesagten Spannungen nicht aus dem Weg gehen, was zur tödlichen Verarmung führen würde. Die Offenbarung ist Licht und Finsternis zugleich, das Evangelium ist frohe Botschaft und Kreuz. Es verheißt einen Sieg durch eine (scheinbare) Niederlage. Vielleicht werden diese Wahrheiten, die einander zu ergänzen haben, gegenwärtig zu wenig verkündigt, und dies nicht nur in den Niederlanden.

«Bleiben wir unter Gott. Bauen wir keine Türme in den Himmel, auch nicht fromme, die sich dann doch als Babeltürme erweisen. Und wenn es auch schmerzt: bleiben wir geteilt zwischen gottgewollter Weltaufgabe und christlichem Gottanhangen. Vielleicht bringt uns dieser Schmerz weiter als das Siegesbewußtsein, die Einheit schon gefunden zu haben» (H. Urs v. Balthasar). *E. Schoenmaeckers S. J.*

## Die Juden in Rom

(Der Papst ist den Juden entgegengegangen. Das war mehr als eine persönliche Geste. Wir Christen sind uns der Schuld und des Leidens bewußt, die wir dem zerstreuten und bedrängten Volk Israel – oft aus mißverständenen theologischen Gründen – angetan haben. Das Konzil sucht daher nicht nur eine Begegnung mit den nichtkatholischen christlichen Brüdern, sondern auch mit Israel. Begegnung ist aber nur möglich, wenn die Christen das Versagen der Vergangenheit sehen, um es christlich zu bewältigen. *Die Redaktion.*)

In den ersten Konzilstagen Mitte Oktober 1962 hörten wir, daß der Oberrabbiner von Rom ein Begrüßungstelegramm zur Eröffnung des Konzils gesandt habe.

Ich beschloß, an einem Samstag den Gottesdienst in der großen Synagoge am Lungotevere – einer mit alten Bäumen bestandenen Prachtstraße am Tiber – zu besuchen. Die Synagoge, ein Gebäude im assyro-babylonischen Stil, war gut zu finden. Ein Wärter stand an der Tür. Ich wollte vorbeigehen – und als Deutsche nicht auffallen. Doch der Wärter kam auf mich zu und grüßte: «Shalom! Friede sei mit dir!»

Wie die andern Frauen nahm ich auf einem rotsamtenen Sesselchen hinter dem schmiedeeisernen Gitter Platz und folgte dem Wechselgesang von Vorbetern und Gemeinde. Die getragenen Melodien, die würdevollen Zeremonien der Liturgie, hier wenige Schritte von dem Herz der Christenheit, beeindruckten mich sehr. Aus meinem eigenen Romerlebnis war mir dieses Hoffen auf Stärke und Kraft vertraut, denn es gehört ungeheuer viel dazu, in Rom sich selbst treu zu bleiben. Und diese Menschen hielten durch seit 2100 Jahren!

Nach dem Gottesdienst kam ich mit einem Rabbiner ins Gespräch. Ich erzählte ihm: «Ich habe Hemmungen gehabt, in Ihren Gottesdienst zu kommen, weil ich Deutsche bin.» Der Mann wurde fast zornig: «Bitte, haben Sie nie mehr solche unsinnigen Gedanken! Eine Synagoge ist Gottes Haus! Und Gottes Haus steht allen offen, ohne Ansehen der Nationalität und Religion.»

Er schenkte mir ein kleines Buch: Eine Kurzfassung der Geschichte der Juden in Rom. Ich habe es gelesen und gebe es nachstehend in freier Übersetzung wieder. Es dünkt mich für jeden wichtig zu wissen, was dort in 2000 Jahren geschah. (Ich habe die Aussagen bei Dr. A. Berliner «Geschichte der Juden in Rom» nachgeprüft.)

### Ehrenwache an Cäsars Totenbahre

Seitdem 140 v. Chr. Gesandte des jüdischen Begründers der Makkabäer-Dynastie mit Rom ein Schutzbündnis schlossen und

dem Senat von Rom einen goldenen Schild als Zeichen der Untergebenheit brachten, kennt die damalige Hauptstadt der Welt eine jüdische Kolonie. Die religiöse Freiheit der Stadt war eine einladende Garantie.

Während der römischen Kaiserzeit bis Julian Apostata 331–364 ging es den Juden vortrefflich. Dr. Berliner erinnert an die Rede, die der jüdische Philosoph Philo vor dem Kaiser Caligula hielt: «...Über dieses hat er (Kaiser Augustus) den Befehl gegeben, daß dem höchsten Gotte zu Ehren unausgesetzt alle Tage, auf seine Kosten, Opfertiere sollten geschlachtet werden, welche Opfer auch jetzt noch andauern...» Es handelt sich um Opfer, die das Kaiserhaus im Tempel zu Jerusalem darbringen ließ. Der Historiker Marquardt schreibt: «Man kann mit vollem Rechte von der Toleranz der Römer reden... Auch in späteren Zeiten hatten die Juden freie Religionsausübung.»

Julius Cäsar, der große Judenfreund, der 44 v. Chr. an den Iden des März ermordet wurde, erhielt für viele Nächte eine Ehrentotenwache von der jüdischen Gemeinde Roms. Aus vielen Edikten der Kaiserzeit ist ersichtlich, daß das Judentum im gesamten Gebiet des Römischen Reiches eine erlaubte Religionsgemeinschaft war.

Kaiser Tiberius sandte 19 n. Chr. 4000 junge Juden (Tacitus spricht von Ägyptern und Juden) zum qualvollen Tod in die Bergwerke Sardiens. Anlaß waren Betrügereien und Skandalgeschichten. Doch zwölf Jahre später gab er der Gemeinde volle Genugtuung. Kaiser Claudius begann seine Regierung mit einem Toleranzedikt, doch soll er dann plötzlich die Austreibung der Juden Roms angeordnet haben. Diese Strafe war die Folge von Unruhen, die in der jüdischen Gemeinde durch theologische Diskussionen über den Messias ausgebrochen waren. Unter Kaiser Nero litten und starben Juden und Christen gemeinsam, da man das Christentum als jüdische Sekte ansah. Während des jüdischen Krieges tat die jüdische Gemeinde Roms alles, um möglichst viele Gefangene freizukaufen. Von dieser Zeit an ging die Tempelsteuer nicht mehr nach Jerusalem, sondern an den Jupiter Capitolinus, eine die Juden sehr bedrückende Maßnahme. Kaiser Hadrian gab zu Beginn des zweiten Jahrhunderts das Gesetz heraus, daß Juden nicht mehr beschnitten werden dürften. Kaiser Antonius Pius beschränkte das Verbot auf Nichtjuden und Neubekehrte. Kaiser Alexander Severus soll Hauptrabbiner des kaiserlichen Thrones gewesen sein.

### Jüdische Lehrer der Christen

Geht man durch die jüdischen Begräbnisstätten in Rom – zu Zeiten Dr. Berliner waren fünf bekannt –, ist man erstaunt über den hohen Grad der Angleichung an das kaiserliche heidnische Rom. Stiere, Vögel, geflügelte Pferde. Pfauen, Tauben,

Hähne, mythologische Gestalten und Pflanzen sind an den Gräbern zu finden. Einzig die Menora – der siebenarmige Leuchter – half den Archäologen des 20. Jahrhunderts zwischen Juden und Christen zu unterscheiden. Sie blieb für alle Zeit ein Wahrzeichen der jüdischen Gemeinde Roms, seit Kaiser Titus die Tempelgeräte nach Rom brachte. Die jüdischen Inschriften sind meistens in Latein und Griechisch. Auf einem Friedhof sind fünf von 280 in hebräischer Sprache. Selbst das Wort «Shalom» ist zuweilen unkorrekt buchstabiert. Nur wenige Familiennamen sind noch jüdischen Ursprungs. Doch ist eines lobend zu erwähnen: in dieser dunklen Zeit des sterbenden Römischen Reiches spricht aus den Grabsteinen eine hohe Moral, die sonst nur den Christen eigen war.

In diesen Jahrhunderten geschieht es, daß die hellenistisch-jüdische Bevölkerung im Christentum aufgeht (nach Dr. Berliner) und fortan nur noch vom palästinischen, das heißt rabbinischen Judentum die Rede ist. So hat das Judentum zur Entwicklung des Christentums mitgeholfen. Den Weg zur Liebe für Gott und den Nächsten hat das Judentum in nicht geringem Maße von Rom aus gezeigt (Berliner).

Roms dunkelste Zeit begann mit der Erwählung Konstantinopels zur Hauptstadt. Der christliche Kaiser Konstantin hob einzelne der den Juden gegebenen Rechte auf, unter Theodosius II. kam es zur völligen Aufhebung des Bürgerrechtes. Papst Gregor I., der Große, legte die Toleranz der ersten Päpste schriftlich nieder. Die Toleranzerlasse der Kaiser Theodosius, Arcadius und Honorius zeigen jedoch, daß der beginnende Antisemitismus im Pöbel bereits umging. «Mit Strenge sind diejenigen zurückzutreiben, welche die Synagogen zerstören wollen.»

Auch unter den päpstlichen Regierungen verläuft die Geschichte der Juden in Rom recht wechselvoll. Wir sehen gelehrte Juden als Diener des Papstes, wir hören von theologischen Gesprächen. Juden lehrten Christen hebräisch, damit sie leichter zu den heiligen Quellen hinfanden. Viele Dokumente erzählen von gefährvollen Reisen frommer Rabbiner nach dem Heiligen Land. Ein Edikt von 1299 spricht von der guten wirtschaftlichen Position der Juden Roms. Ihr beträchtlicher Reichtum, die «Milde der Verfolgungen», verbunden mit dem menschenfreundlichen Charakter der christlichen Bevölkerung – abgesehen vom Pöbel –, hatte unter der Judenheit eine kulturelle Blüte entstehen lassen wie vordem im arabischen Spanien. Der Rabbi Nathan Jehiel schrieb hier sein Buch «Aruch», eine Enzyklopädie der jüdischen Kultur der nachbiblischen Zeit. Dieses Dokument wird heute noch benutzt. Berühmte Juden aus vielen Ländern wurden angezogen. So zählte die Gemeinde Roms eine Zeitlang Ibn Ezra (1140), den großen Poeten, Jehuda Hallevy, den Dichter aus Toledo, und den großen Philosophen und Arzt Maimonides zu ihren Bürgern. Die Notariatsbücher und ab 1627 die Gemeindebücher, die heute noch in Rom aufbewahrt werden, geben ein genaues Bild vom innern Leben der jüdischen Gemeinde. Man kennt um 1500 sieben Synagogen, in denen die Juden nach Landsmannschaften zusammengefaßt waren. Unter Papst Julius II. (1503–1513) sehen wir Juden beiderlei Geschlechts am Sabbat zur Mosesstatue des Michelangelo in San Pietro de Vincolo wandern.

Leo X. erläßt ein Edikt zum Schutz der Juden. Paul III. (1534–1549) ist als Judenfreund bekannt. Er verbietet Passionsvorstellungen im Colosseum, damit das Volk hierdurch nicht gegen die Juden aufgehetzt werde. Alle Toleranz hindert die Päpste jedoch nicht daran, aus den Juden Roms Geld zu pressen, da sie in dauernder Geldverlegenheit waren. Ein Salomo ben Isaac hat um 1530 das Sprichwort geprägt: Der Papst hat aus den Zehn Geboten eins gemacht: Gib Geld her!

### Ins Ghetto gezwungen

Mit dem 4. September 1551 ging die berühmte Toleranz Roms endgültig unter. Ein Franziskanermönch, der jüdischer Kon-

vertit geworden war, wurde auf dem Campo di Fiori verbrannt. Am 9. September 1553 verbrannte man dort alle talmudischen Bücher und versuchte so, das geistige Erbe des Judentums zu zerstören. Unter Androhung der Exkommunikation wurde Christen das Studium des Talmuds untersagt. 1554 gingen die Juden nach einem Rabbinerkongreß in Ferrara in den Untergrund. Mit der vier Jahre und vier Monate währenden Herrschaft des Papstes Paul IV. (1555–1559) begann für die Judenheit Roms im besonderen eine Schreckenszeit, die 315 Jahre währen sollte. Vorbei war es mit alten Privilegien und dem allgemeinen Menschenrecht. Die Bulle «Cum nimis absurdum» ließ den Juden mit ihren 15 Artikeln nur noch die Freiheit, atmen zu dürfen. Die Juden hatten in einem bestimmten Stadtviertel zu wohnen – im Ghetto. Die männlichen Juden hatten einen gelben Hut, die Frauen einen gelben Schleier zu tragen. Kein Jude durfte christliche Dienstboten halten, öffentliche Arbeiten ausführen oder christliche Freunde an katholischen Feiertagen sehen. Aller Handel war verboten, außer dem Beruf des Lumpensammlers. Kein jüdischer Arzt konnte in ein christliches Haus gehen. Kein Jude hatte das Recht, von Christen mit «Herr» angesprochen zu werden. Die Verordnungen an sich kannte man seit dem 13. Jahrhundert, aber man hatte sie nicht oder nur wenig durchgeführt. Aber nun schuf die eiserne Härte Pauls IV. eine radikale Änderung. Innerhalb von zwei Monaten war die Mauer um das Ghetto auf Kosten der jüdischen Gemeinde fertig.

Die Leiden jener Jahre sind unvorstellbar. Sondersteuern, Zwangspredigten, Zwangstaufen, gehässige Verfolgungen seitens getaufter Juden, Bücherverbrennungen waren jüdischer Alltag. Die Inquisition regierte. Die Notariatsbücher, die in trockenem geschäftlichen Ton von diesem Alltag berichten, geben gerade uns, die wir uns der Jahre 1933–1945 erinnern, einen solchen Schauer, daß es schwer fällt, diese Dinge nur zu lesen.

Papst Pius IV. (1559–1565) sah ein, daß die Lebensfähigkeit der jüdischen Gemeinde nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Darum erließ er geringfügige Milderungen. Der Handel mit Lebensmitteln wurde erlaubt, auch der Ankauf von Immobilien außerhalb des Ghettos bis zum Wert von 1500 Dukaten. Aber schon Pius V. überbot Paul IV. noch an Grausamkeit. Er spricht in seiner Bulle vom 26. Februar 1569 von den Juden als «den Werkzeugen des Satans» und beschließt die Ausweisung aus dem Kirchenstaat. Gregor XIII. (1572–1585) machte die Einführung der Zwangspredigten zum Gesetz. War es früher aus Angst geschehen, daß Bekehrungen vorkamen, so versuchte man es jetzt mit dem materiellen Vorteil. Und endlich:

### Bürger mit allen Pflichten und Rechten

Unter Sixtus V. war der Gemeinde ein Aufatmen vergönnt, jedoch nicht mehr unter Clemens VIII. (1592–1605). Die alten Schriften sprechen von ungeheuren Schulden und Lasten, von Zwangstaufen, von Schlägen mit einer vierzackigen eisernen Rute, wenn die Leute nicht auf die Zwangspredigt achteten, die vom 12. Lebensjahr an für anfangs 150, später für 300 Menschen an jedem Sabbat Pflicht war. Urban VIII. (1623–1644) machte sich die Juden tributpflichtig wie keiner vor ihm. Die Not stieg aufs höchste. Die Pöbeleien, die die Juden während des römischen Karnevals erduldeten, hat nur Deutschland von 1933–1945 überboten. Ein Edikt von 1775 bildet das schwärzeste Blatt in der Geschichte der Menschheit: Pius VI. legalisierte hier die Bedrückung und Grausamkeit mit 44 Paragraphen.

Doch selbst in dieser grauenhaften Zeit blühte in der ältesten europäischen Judensiedlung das Leben. Immer noch betätigten sich die Juden als Schneider, Juweliere, Verarbeiter von Lederwaren, Medizinhersteller, Lumpenhändler und in der Seidenindustrie. Die Französische Revolution fand die Juden in vorderster Reihe der Aktivität. Der Eintritt des Königreiches Neapel in den Krieg brachte noch einmal einen Papst an die Macht. Mit ihm kam eine Zeit neuer Strafen und Drangsal. Doch 1809 siegte Napoleon über den Papst. In einem Dekret

Napoleons erhielten die Juden gleiche Rechte wie die übrigen Bürger Roms. Mit dem Ende der französischen Herrschaft zwang man die Juden erneut hinter Ghettomauern. Neue Drangsal, neues Leid verband sich für sie mit den Namen Leo XII. und Pius VIII.

Aber mit dem Vormarsch der Freiheitsidee erhielten die Juden 1831, wie einst im alten Rom, die gleichen Rechte wie die Römer. Und endlich am 17. 4. 1848, am Passahfest, öffneten sich die Tore des Ghettos. Die Bürger Roms halfen den Juden die Mauern niederlegen, die sie über 300 Jahre getrennt hatten. Am 9. Februar 1849 wurde die Römische Republik ausgerufen, und unter Mazzini erhielten die römischen Juden volle religiöse und bürgerliche Rechte. Von 1849–1870 kam Rom und die jüdische Gemeinde wiederum unter päpstliche Herrschaft: Die Fälle von Zwangstaufen wurden wieder zahlreicher, Kindesraub, falsche Anschuldigungen und Verbrechen anderer Art häuften sich abermals. 1870 stellte dann der italienische Staat die Juden endgültig den andern Bürgern mit allen Pflichten und Rechten gleich.

Während der deutschen Besetzung erlitten die Juden Roms den härtesten Schlag, der je gegen ihre Gemeinschaft geführt wurde. Die Zahl der jüdischen Bevölkerung Roms verringerte sich bis 1945 von 44 000 auf 30 000. Die katholische Kirche half, wo sie konnte. Die Klöster Roms waren voll von Juden und Jüdinnen, die so Zuflucht vor dem Henker suchten.

Mir wurde so manche Geschichte dieser Art erzählt. Aber die Betroffenen wollen nicht, daß man den Schleier von diesen Dingen zieht. Diese Erzählungen und die Worte des Rabbiners an mich: «Gottes Haus steht allen offen», lassen hoffen, daß die Zeit der Verfolgung endgültig überwunden ist. Aber an einem dürften diese Ausführungen keinen Zweifel lassen: daß die Kirche offiziell eine neue Stellung zum Judentum finden muß, damit die Religion der Liebe endlich wirklich die Religion der Liebe werde.

*Hannecläre Baur*

## Bücher

**Theodor Bovet: Ehekunde.** Die jüngste Wissenschaft von der ältesten Lebensordnung. – Ein Grundriß für Ärzte, Seelsorger, Eheberater und denkende Eheleute. 2 Bände. Paul-Haupt-Verlag Bern / Katzmann-Verlag Tübingen 1961/62.

Die beiden Bände stellen geradezu den Entwurf einer umfassenden Wissenschaft, «Die jüngste Wissenschaft von der ältesten Lebensordnung», dar: Kenntnisreich, den Bogen weit spannend, der ganzen Wirklichkeit offen, mit dem nüchternen Blick des praktischen Eheberaters, Ehemannes und Arztes und zugleich die tieferen, letzten, metaphysischen und religiö-

sen Hintergründe der Ehe erspürend, konfessionell auf evangelischem Boden stehend, aber mit großer Sympathie und Offenheit auch der katholischen Auffassung zugetan, ehrlich wissenschaftliche Erkenntnis suchend, aber letztlich Ehekunde als «praktische», der Praxis zugewandte Wissenschaft betrachtend, von hohem Verantwortungsgefühl sowohl den Menschen, wie der Institution als auch dem Schöpferwillen gegenüber.

Es kann bei einem solchen Unternehmen nicht ausbleiben, daß es in manchem nur skizzenhaft bleiben und auf Literatur und Institutionen hinweisen kann, bei denen weitere Auskunft und Hilfe zu suchen sind. Die Literaturangaben des 2. Bandes füllen allein 57 Seiten, von Seite 237 bis 354. Dazu kommen die Angaben des 1. Bandes Seite 149 bis 162, die sich freilich zum Teil mit denen des 2. Bandes decken.

Dem Anliegen, eine umfassende Wissenschaft, oder wenigstens auf den Gegenstand konzentrierte wissenschaftliche Arbeit in Gang zu bringen, um für eine bewußte und verantwortungsvolle Eheberatung, Eheschulung, Familienpädagogik, Familienpolitik und Rechtsgestaltung die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen, kann man nur mit voller Überzeugung zustimmen. Es kann auch im katholischen Raum keineswegs mehr genügen, Ehe und Familie nur von einem einzigen Gesichtspunkt aus zu behandeln. Hier sind noch große Lücken auszufüllen! Allen Verantwortlichen seien die beiden Bände wärmstens empfohlen.

*J. Dd.*

**Rudolf Weiler: Wirtschaftswachstum und Frauenarbeit.** Schriftenreihe der katholischen Sozialakademie, Wien, Band II, 248 Seiten, kart. m. SU., S 92,—, DM/Fr. 15.—.

Ein tapferer, sehr energischer und kenntnisreicher Kämpfer gegen die Berufsarbeit vor allem der Mütter. Weiler anerkennt nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Nützlichkeit der Berufsarbeit der Frauen im allgemeinen, aber sein Hauptanliegen ist, zu zeigen, wie sehr die außerhäusliche Berufsarbeit der verheirateten Frau und insbesondere der Mutter den wichtigsten Lebensberuf der Frau, ihre Sendung als Gattin und Mutter, in Gefahr bringt. Es werden auch eine Reihe von Hilfsmaßnahmen kritisch besprochen, wie Teilzeitarbeit, Modernisierung und Intensivierung der Heimarbeit, bessere Ausnutzung der weiblichen Arbeitskraft in den älteren Jahrgängen (!); die Hilfe für die Kinder, die Entlastung im Haushalt, Mutterschutz, Hauswirtschaftstag, individuelle Lösungsversuche usw.

Mit vollem Recht betont der Verfasser, daß dem Schlagwort «Die Wirtschaft braucht die Frau» ein anderes gegenübergestellt werden muß: «Die Kinder brauchen die Mutter!» Und daß man der wirtschaftlichen Not nicht auf Kosten der Not der Kinder und Mütter begegnen dürfe.

Es will mir aber scheinen, daß dem Buch ein wichtiges Kapitel fehlt: Was bedeutet die Berufsarbeit für die Persönlichkeit der Frau? Es gibt eine echte Spannung zwischen der Berufsarbeit und der Hausfrauenarbeit, die oft in tragische Konflikte führt, und die nicht allein auf wirtschaftlichen Erwägungen beruht. Dieses Kapitel sollte noch nachgetragen werden. Es müßte auch für Stellung und Tätigkeit der Hausfrau seine Rückwirkungen haben . . .

Die rührige Katholische Sozialakademie in Wien, unter Leitung von HH. Dr. P. Riener SJ., die den Band als zweiten einer eigenen Schriftenreihe herausgibt, und die auch durch soziale Fernkurse sich verdient gemacht und ein großes Publikum verschafft hat, ist zu ihrem neuen Tätigkeitsgebiet zu beglückwünschen!

*J. Dd.*

**Herausgeber:** Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

**Abonnements- und Inseratenannahme:** Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

**Abonnementspreise:** Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. – Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C.P. No 218505. – Deutschland: DM 15.—/8.—. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Pösch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Høstrupsvej 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 17.—/9.—. Best. durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.—/1200.— Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.—/50.—. USA: jährlich § 4.—.

*In 2. Auflage erschien:*

EMERICH CORETH SJ

## Metaphysik

Eine methodisch-systematische Grundlegung. Kompendien-Reihe. 584 Seiten, Leinen sFr. 33.—.

Schon nach einem Jahr mußte dieses Werk neu aufgelegt werden, ein Beweis dafür, daß es über den Kreis der Fachgelehrten Studierende und an den Problemen unserer Zeit Interessierte anspricht.

«Bedeutsam ist nicht nur, daß der systematisch sich aufbauende Gedankengang – hier über die Transzendentalphilosophen und auch die neueren Ontologen hinausreichend – das absolute Sein Gottes erreicht, bedeutsam auch, daß er eine neue Begründung der Religionsphilosophie bietet, deren wichtige Stellung innerhalb der Wissenschaften immer mehr bekannt zu werden beginnt. Hier weiterzudenken ist einer der stärksten Impulse, die von Coreths Buch ausgehen.» (Wort und Wahrheit)

*Durch alle Buchhandlungen*

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK – WIEN – MÜNCHEN